

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Horror- Horoskop



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Horror-Horoskop

John Sinclair Taschenbuch Nr. 59

von Jason Dark

erschienen am 11.02.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Horror-Horoskop

Nostradamus!

Ein Name, der auch mir Schauer über den Rücken jagte. Eine mächtige Gestalt des auslaufenden Mittelalters, deren furchtbare Weissagungen wie ein Damoklesschwert über den Köpfen der Menschheit schwebte. Tanith, eine tote Wahrsagerin und Freundin von mir, versuchte, mir aus dem Zwischenreich zu helfen. Sie und Nostradamus taten sich zusammen und weissagten mir mein Schicksal. Es wurde zu meinem ganz persönlichen Horror - Horoskop...

Das Gesicht des Mannes verzerrte sich, als das Schreien an seine Ohren drang. Er waren Urlaute, geboren aus einer wahnsinnigen Todesangst, und der Lauscher blieb in seinem Lehnstuhl sitzen, ohne sich zu rühren. Er starrte mit leerem Blick in die Flammen des Kaminfeuers, das auf seiner grauen Haut einen roten Schein hinterließ. Von der Halle aus führte eine Treppe nach oben. Sie kam aus dem Hellen und verschwand im Dunkel der ersten Etage, wo kein Licht brannte und der Tod Einzug gehalten hatte.

Das wusste der Mann am Feuer, aber er tat nichts, um dem Schreienden zu helfen. Es war sinnlos, völlig sinnlos...

Das Schreien blieb. Nur veränderte es seine Lautstärke. Nicht mehr so schrill. Jetzt mehr schluchzend, als würde der von Todesangst gepeinigte zwischen den einzelnen Lauten noch einmal tief Luft holen, um dann erkennen zu müssen, wie machtlos er war, denn seine letzten Laute glitten über in ein schweres, unheilvolles Stöhnen, das wie ein schauriger Grabgesang die Treppe hinunterfloss und im Kaminzimmer verwehte.

Es wurde still.

Der Mann am Feuer rührte sich ebenfalls nicht. Seine Hände umklammerten die beiden Sessellehnen so hart, als wollten sie diese zerdrücken.

Er passte zu der Einrichtung dieser Kaminhalle und wirkte, so wie er in seinem Stuhl saß, ebenfalls wie ein antikes Stück. Grau war der Bart, der wie ein vergessener schmutziger Schneeklumpen unter seinem Kinn hing. Grau war auch das Haar geworden, aber es besaß noch seine Fülle und Dichte. So erinnerte es fast an eine Perücke, deren lange Strähnen nach hinten gekämmt worden waren.

Wie eisgraue Balken schimmerten die Augenbrauen, die die tief in den Höhlen liegenden Pupillen irgendwie beschützen wollten. Es war ein wacher Blick, keine Leere, alterslos. Der Blick eines Mannes, der viel in seinem Leben gesehen und auch geleistet hatte.

Jetzt aber füllte ihn der Schmerz aus. Nicht einmal Angst oder Furcht, obwohl dieser schreckliche Schrei durch das Haus geklungen war. Nein, nur der Schmerz hielt ihn umfassen und gleichzeitig ein Wissen um Dinge, die anderen verborgen geblieben waren.

Welche Menschen forschten schon nach Geheimnissen, die unter der Oberfläche verborgen lagen? Wer beschäftigte sich schon mit Historie, Magie und Mystik?

Da gab es nur wenige. Der Mann mit dem grauen Haar war einer von ihnen. Er hatte sein Leben diesen Aufgaben geweiht und begann jetzt, als er in das letzte Drittel eingestiegen war, allmählich daran zu zerbrechen. Er wusste immer, dass derjenige, der den Wind säte, irgendwann den Sturm ernten würde.

Und so kam es auch über ihn.

Der Mann hob den Kopf. Er blickte dorthin, wo die Treppe begann und sich die Stufen in der Finsternis verloren, weil oben im Haus selten Licht brannte.

Nichts tat sich dort. Kein Schimmern, keine Bewegung. Über den mit einem Teppich belegten Stufen blieb es ruhig. Eine trügerische Ruhe, wie der Mann wusste, und sein Blick glitt weiter zu dem großen Ölgemälde hin, das ein Portrait zeigte.

Er war es! In der Blüte seiner Jahre hatte es ein Freund gemalt, der inzwischen auch schon verstorben war, und der Mann im Sessel konnte seinen eigenen Namen noch lesen, so gut waren seine Augen. Zudem leuchtete eine kleine venezianische Lampe aus buntem Glas das Bild an.

Fernando Crion!

Ein Name, der Gewicht hatte, der provozierte und gleichzeitig Anlass zum Nachdenken gab. An der Sorbonne von Paris hatte er gelehrt, die Studenten durch seine Theorien über die Macht der alten Magier fasziniert und mitgerissen, war auch auf Ablehnung gestoßen, denn seine Forschungen und Ergebnisse reizten zur Provokation, und

Fernando Crion, auch nur ein Mensch, hatte seinen Titel an der Uni schließlich abgegeben, um sich ausschließlich seinen privaten Forschungen zu widmen.

Und da hatte er Erfolg gehabt. Einen furchtbaren Erfolg, wie er im nachhinein zugeben musste, wobei er noch allein auf der Welt gestanden hatte, denn seine Frau hatte ihn verlassen, weil sie nicht mehr bereit war, das Wissen mit ihm zu teilen.

So war er ein Einsamer geworden, der trotzdem Kontakt zu Gleichgesinnten gesucht und auch gefunden hatte.

Seine große Zeit war gekommen. Er hatte nicht aufgegeben, sondern das Geheimnis weiter verfolgt und auch gelüftet. Aber der Fluch verfolgte ihn, und er würde ihn erreichen, so wie er alle Menschen erreicht hatte, die in seiner Nähe gewesen waren und mit ihm zusammengearbeitet hatten.

Der Todesschrei dort oben hatte seinen Grund gehabt. Es fiel ihm schwer, sich aus dem Sessel zu stemmen. Er wäre am liebsten sitzen geblieben, aber er konnte nicht anders, denn der Anruf würde nicht auf sich warten lassen.

Und so stand Fernando Crion auf. Ein hochgewachsener Mann schob sich müde und mit deutlich verlangsamten Bewegungen in die Höhe, während sein Blick auf die alte Standuhr fiel, die genau zwei Stunden vor Mitternacht anzeigte.

Der Anrufer war pünktlich.

Fernando Crion zuckte nicht einmal zusammen, als der alte Telefonapparat anschlug. Fernando hob ab und meldete sich mit einem »Ja, bitte?«

»Ich bin es.«

»Danke, dass du angerufen hast, Chandler!«

»Das war ich dir schuldig.«

Crion lachte. »Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber ich hatte dir die Informationen gegeben. Als einzigem, denn ich wusste genau, dass

nur du damit etwas würdest anfangen können.«

»Ja, das stimmt...«

Crions Augen verengten sich. »Dann hast du aufgrund meiner Indizien deine Forschungen weitergeführt?«

»In der Tat, Fernando. Und ich muss dir sagen, dass es so schlimm aussieht, wie du befürchtet hast.«

Nach dieser Antwort brauchte Crion erst mal eine Pause. Er bekam einen innerlichen Stoß. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn und sammelte sich in den Falten. »Kannst du darüber sprechen, Chandler?« fragte er nach einer Weile.

»Schlecht.«

»Wieso?«

»Weil es einfach zu kompliziert ist, mein Lieber. Wir müssten uns zusammenhocken.«

»Ja, das glaube ich auch. Nur - wann?«

»Es liegt an dir, Fernando!«

Crion dachte nach. Er versuchte dabei, sich seine Termine durch den Kopf gehen zu lassen, das schaffte er nicht, weil zu viele andere Gedanken ihn ausfüllten.

»Du bist jetzt nicht in der Lage, nicht wahr?« erkundigte sich Professor Chandler.

»Das stimmt.«

»Dann werden wir später noch einmal reden, aber wir dürfen nicht zu lange warten. Durch deinen Fund hast du an den fundamentalen Stützen des Seins gerüttelt...«

»Das weiß ich.«

»Und man wird es nicht hinnehmen. Was nicht sein darf, das darf auch nicht sein. Ich möchte es einmal so ausdrücken. Es kann für die Menschheit gefährlich werden. Allein der Name...«

»Sprich ihn bitte nicht mehr aus!«

Chandler war überrascht. »Weshalb nicht? Du hast dich mit ihm

beschäftigt. Du hast deine Forschungen vorangetrieben. Du hast Nostradamus...«

»Bitte, Chandler!«

»Schon gut, Crion, entschuldige! Dabei weißt du selbst, dass er den zentralen Punkt bildet. Er ist die Mitte. Durch seine Lehren hat die Welt damals viel erfahren.«

»Es stimmt alles, was du gesagt hast, Chandler. Trotzdem habe ich das Gefühl der Furcht. Ich hätte die Warnungen ernster nehmen sollen. Man darf sich als normaler Mensch eben nicht mit Dingen beschäftigen, die im verborgenen bleiben sollen.«

Professor Chandler reagierte gelassener. »Bitte keine Vorwürfe oder Selbstmitleid. Es ist dafür zu spät. Du hast auch mich neugierig gemacht.« Er lachte dünn. »Mich, den Mathematiker, den Philosophen und Spinner, wie viele behauptet haben.«

Crion ging nicht darauf ein. »Sie haben es nicht mehr hingenommen«, erklärte er.

Chandler brauchte Sekunden, um zu begreifen. »Was soll das heißen, Fernando?«

»Sie schlugen bereits zu. Der Fluch hat sich erfüllt. Die zwölf Grausamen sind gekommen. Sie haben damals den großen Nostradamus unter Druck gesetzt und ihn in Schach gehalten, und jetzt versuchen sie es wieder. Ich muss es einfach aussprechen, denn ich habe ihn schreien gehört. Und so schreit ein Mensch nur im Angesicht des Todes!«

»Von wem redest du?«

»Ich meine Alain Roi, meinen Helfer.«

»Ist er tot?«

»Ich hörte ihn schreien. Ich saß unten und wartete auf deinen Anruf. Er war oben. Und ich muss dir leider sagen, dass er nicht der einzige bleiben wird.«

»Wer denn noch?«

»Alle, die dabei waren.«

Chandler stöhnte. »Das wäre ja furchtbar. Es kämen schlimme Zeiten oder mehrere Morde auf uns zu.«

»So sehe ich es auch.«

»Und du willst nichts dagegen unternehmen, Fernando?«

Crions Lachen klang bitter. »Was soll ich dagegen tun, mein Freund? Was, bitte? Hast du einen Ratschlag für mich? Willst du es mir sagen? Kannst du gegen diese Macht aus dem Mittelalter ankommen? Schaffst du das?«

»Nein. Oder ja«, verbesserte er sich. »Aber nicht allein, wenn du verstehst. Nicht allein.«

»Ja, wir brauchen Helfer. Aber wer wird uns glauben?«

»Das wäre nicht einmal das größte Problem«, erwiderte Professor Chandler. »Ein anderes sehe ich als viel schlimmer an.«

»Was?«

Professor Chandler wollte nicht so recht mit der Sprache herausrücken.

»Ich wundere mich, dass du nicht selbst darauf gekommen bist, mein alter Freund.«

»Bitte, rede doch.«

Chandler sagte nur ein Wort. »Caroline!«

Fernando Crion schwieg. Noch mehr Farbe wich aus seinem Gesicht. Es sah plötzlich hart und kantig aus, um Jahre gealtert, von Sorge gezeichnet. Der Hörer wurde so fest umklammert, als sollte er zerbrochen werden. »Sie hat mich verlassen, das weißt du genau!« kam es stockend über Crions Lippen. »Bitte, ich will nicht daran erinnert werden.«

Chandler stöhnte auf. »Ich meine nicht deine Frau, Fernando. Sie ist vergessen, okay, aber denke daran, dass es noch einen Menschen gibt, der ihren Namen trägt.«

»Nein!« Das Wort drang wie ein Schrei über die Lippen des

Mannes.

»Du kannst nicht...«

»Doch, Fernando, ich muss es dir sagen. Ich spreche von Caroline, deiner Tochter!«

Jetzt war es heraus, und der Hörer in Crions Hand begann zu zittern. Chandler hatte recht, so verdammt recht. Es gab da tatsächlich eine, die den Vornamen seiner Frau trug. Ihre gemeinsame Tochter Caroline. Sie war mit ihrer Mutter gegangen, aber das lag lange zurück. Caroline war noch ein Kind gewesen, man hatte sie nicht gefragt. Für ihre Mutter war damals klar gewesen, dass sie das Kind nicht bei »so einem Vater« lassen wollte, der nur für seine Forschungen und »Verrücktheiten« lebte. Caroline musste heute an die 30 sein, eine junge selbstbewusste Frau, die ihren Weg gemacht hatte. Sie hatte Sprachen studiert, war auf ihrem Gebiet zu einem As geworden und wurde von den offiziellen Stellen als Dolmetscherin eingesetzt, wenn es galt, schwierige Verhandlungen zu führen. Da griffen die Mitglieder der Regierung ebenso auf sie zurück wie die Leute von der Industrie. Ihren Namen hatte Crion des öfteren in den Zeitungen gelesen und sich gefreut, dass Caroline es ebenfalls geschafft hatte, doch nie hatte er sich überwunden und Kontakt mit ihr aufgenommen.

Dieser kurze Rückblick in die Vergangenheit hatte wenige Sekunden gedauert. Mit der freien Hand strich Fernando Crion knetend über sein Gesicht und drückte die alt gewordene Haut zusammen.

»Du sagst nichts, Fernando?«

»Was hat unser Gespräch mit Caroline zu tun?«

»Viel, mein Lieber, sehr viel sogar. Sie wusste von unserer Verbindung, leider, muss ich sagen. Sie war neulich in Wien. Dort wurden internationale Verhandlungen geführt, und während einer längeren Gesprächspause hat sie diese zu einem Abstecher in die

Wachau genutzt.«

»Und dich besucht.«

»So ist es. Sie war fast fünf Stunden bei mir. Wir haben über vieles geredet, und sie hat das Verhältnis zu dir überdacht. Dabei ist sie zu dem Entschluss gekommen, dass sie dich nicht mehr allein lassen will. Sie braucht den Kontakt. Jetzt hat sie Urlaub, mein Freund...«

»Das heißt...« Fernando schluckte. »Das heißt, sie wird bei mir erscheinen?«

»So ist es!«

Crion atmete stöhnend. »Hast du ihr nicht gesagt, dass ich beschäftigt bin und mich nicht um sie kümmern kann?«

Chandler lachte. »Ich bitte dich. Kann ich einer erwachsenen Frau verbieten, die zudem ihr eigenes Leben lebt und es glänzend meistert, sich mit ihrem Vater in Verbindung zu setzen?«

»Nein, das geht wohl nicht.«

»Deshalb habe ich ihr von deinem Haus erzählt. Sie weiß, wo du in Frankreich lebst...«

»Wann kommt sie?«

»Es wundert mich eigentlich, dass sie noch nicht bei dir ist. Sie hätte längst da sein müssen.«

»Es kann das Wetter sein. Die Herbststürme halten viele auf.«

»Natürlich. Ich wollte dich auch nur vorgewarnt haben.«

Crion lachte wieder auf. »Das hast du getan. Ich denke, so kann ich darangehen, die Leiche aus meinem Haus zu schaffen. Aber das eigentliche Problem bleibt. Wenn sich die Weissagungen erfüllen, werden noch viele Menschen sterben, auch ich stehe auf der Liste, und es gibt kaum jemand, der mich schützen kann.«

»Fernando, wir kennen uns lange. Wir wissen, was wir voneinander haben, und ich habe mir über dieses Thema auch meine Gedanken gemacht, wobei ich zu einem Resultat gelangt bin.«

»Und welchem?«

»Es gibt jemand, der sich für deine Forschungen mächtig interessieren wird.«

»Wer? Ein Kollege?«

»Nicht direkt. Der Mann ist Engländer. Er hatte schon des öfteren mit diesem Problem zu tun. Dieser Mann weiß, dass es Nostradamus gegeben hat, denn eine Freundin von ihm hat mit dieser schillernden Person in Verbindung gestanden. Es war ein rein geistiger Kontakt, da sich diese weibliche Person in Trance versetzen konnte und von Nostradamus Hilfe bekam.«

»Wie heißt der Mann?«

»John Sinclair!«

Fernando Crion überlegte. Der ihm genannte Name war ihm nicht unbekannt. Er hatte ihn schon einmal gehört, auch darüber gelesen, und wenn ihn nicht alles täuschte, war es wohl Professor Chandler gewesen, der den Namen Sinclair einmal erwähnt hatte. Das allerdings lag schon einige Zeit zurück.

»Kannst du dich erinnern?« fragte Chandler.

»Nicht direkt.«

»Gut, ich will es dir sagen.« Der Professor berichtete in Stichworten über John Sinclair, und er vergaß auch nicht, einen Teil der Erfolge aufzuzählen, die der Geisterjäger errungen hatte.

»Ja, schon gut«, unterbrach Crion ihn. »Ich habe alles genau verstanden. Aber was soll dieser Sinclair hier?«

»Dir helfen, Fernando!«

»Nein, mir kann niemand helfen. Ich werde dies allein durchstehen, hast du verstanden? Völlig allein.«

»Mit deiner Tochter zusammen.«

»Auch sie muss mich wieder verlassen, dafür werde ich sorgen. Noch einmal: Ich muss und werde diesen Fall allein durchstehen. Klar?«

»Zu spät, Fernando, zu spät...«

Crion holte tief Luft. Sein Herz schlug plötzlich schneller. »Was soll das heißen?«

»Ich habe bereits reagiert. Ich weiß Bescheid. Ich habe die Verbindung zwischen der Magie und der Mathematik gefunden. Ich sah das grauenhafte Horoskop, das damals geschrieben wurde, und ich sah die zwölf Grausamen, die Nostradamus in Fesseln hielten. Es gibt sie, das weißt du auch, und sie werden mit allen Kräften dafür sorgen, dass es dir nicht gelingt, das hervorzuholen, was verschüttet ist. Sie töten, sie müssen töten. Alle, die mit dir in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, werden daran glauben müssen. Und das will ich verhindern. Das Grauen soll in seiner Zeit bleiben und nicht über unsere Welt kommen. Es hat dich bereits besucht, Fernando. Du hast mir von dem Schrei berichtet, aber es waren noch andere bei deiner Expedition. Erwinnere dich daran. Mehr Personen, die überall verstreut leben. Mein Gott, ich kenne nicht alle Namen, aber ich habe in meinem Gedächtnis gekramt und...«

»Hör auf, Chandler!«

Der Professor schwieg tatsächlich und vernahm Crions kratzende Stimme. »Ich hätte dich nicht einweihen sollen, nein, niemals. Das hier muss ich allein durchstehen, und zwar bis zum bitteren Ende. Danke für deinen Anruf.«

Fernando legte auf. Das harte Geräusch, mit dem der Hörer auf die Gabel knallte, hatte etwas Endgültiges an sich, und so dachte auch Fernando Crion. Er wollte mit Chandler nichts mehr zu tun haben. Diese furchtbare Sache hatte er allein begonnen, und er war fest entschlossen, sie auch allein durchzustehen.

Das Gespräch hatte ihn aufgeregt, hart mitgenommen, und er war innerlich aufgewühlt. Mit unsicheren Bewegungen ergriff er eine bauchige Cognacflasche. Auf einen Schwenker verzichtete er, entfernte den Korken und trank aus der Flasche. Als er sie absetzte, schüttelte er sich, stellte die Flasche wieder weg und spürte eine

unnatürliche Wärme in seinem Körper.

Leider konnte sie die trüben Gedanken nicht vertreiben. Und auch nicht seinen Vorsatz, denn in den nächsten Minuten lag Schreckliches vor ihm, das war ihm klar.

Er schritt mit steif wirkenden Bewegungen durch den Raum und näherte sich der Treppe. An der Wand befand sich der Lichtschalter. Als er den Hebel herumdrehte, wurde es auch eine Etage höher hell, und der Schein fiel auf die Treppe.

Er stieg sie hoch. Mit einer Hand hielt er sich am Geländer fest, und auf jeder Stufe, die ihn höher brachte, spürte er das unheimliche Gefühl, das sich immer mehr verstärkte.

Er hatte Alain Roi als seinen Assistenten bezeichnet. Tatsächlich war er höchstens ein guter Helfer gewesen, ein Handwerker, der wusste, wie man etwas anzupacken hatte, der graben konnte und das Geschick besaß, aus wenigen Dingen gute Werkzeuge herzustellen. Jetzt war er tot.

An eine andere Möglichkeit dachte Crion nicht, als er die Treppe hinter sich gelassen und den schmalen Gang betreten hatte, in dem noch die unausgepackten Kisten standen. Darum hatte sich Roi in den nächsten Tagen kümmern wollen.

Die Tür zu seinem Zimmer stand spaltbreit offen. Ein kühler Hauch fuhr Fernando Crion entgegen, als er seinen Schritt verhielt, in das Zimmer peilte und das offene Fenster sah. Die dicht neben ihm hängende Lampe schaukelte im Durchzug.

Von Alain Roi war nichts zu sehen.

Crion drückte die Tür auf. Er wollte es einfach hinter sich bringen, ging in den Raum - und hielt den Atem an.

Alain Roi lag auf dem Rücken. Er hatte es noch bis zur Tür schaffen wollen, war aber zusammengebrochen. Mit leblosen Augen starrte er auf die graue Decke.

Grau war auch sein Gesicht, und wie eingemeißelt lag die Angst auf

diesen erstarrten Zügen. Es musste etwas Schreckliches gesehen haben, und genau dies war es, vor dem sich auch Fernando Crion fürchtete.

Es war auch jetzt noch zu sehen, wenn auch nicht so deutlich, aber als schmaler, dennoch zu erkennender Schatten, der quer über der Gestalt des Toten lag. Es war der Schatten eines Schwertes, dessen oberes Griffende zu einem Totenkopf geformt war...

Der Wissenschaftler stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Er schaute allein den Schatten des Schwertes an und wusste Bescheid. Sie waren es, die zugeschlagen hatten. Den Schatten des Totenschädelschwerts sah er als einen letzten Beweis für seine Vermutung an. Also doch.

Er schaute auf den Toten und wusste nicht, wie man seinen Helfer umgebracht hatte. Äußerlich entdeckte er keine Wunde, nichts wies auf eine Verletzung hin, aber das Schwert, vielmehr dessen Schatten, sagte ihm genug.

Es konnte töten, ohne Wunden zu hinterlassen. Es stammte aus einem anderen Reich, wurde als Schattenschwert bezeichnet, und sein Symbol war der Totenschädel.

Fernando Crion war klar, dass etwas geschehen musste. Vor allen Dingen konnte er die Leiche nicht in seiner Wohnung liegen lassen. Die musste weg. Raus aus den Räumen. Er brauchte sich nur vorzustellen, dass seine Tochter den Toten fand, um in Aufregung zu geraten. Dann würde sie von ihm Erklärungen verlangen, und die konnte er ihr nicht geben.

Wohin mit dem Toten? Diese Frage stellte sich Crion. Er blickte sich um, lief auch zum Fenster, schaute den schmalen Weg entlang, der vom Landesinneren zu seinem Haus hoch führte, und er sah auch die schwarze Fläche, die hinter den windgepeitschten Figuren der Sträucher und Bäume zu sehen war. Dort lag das Meer. Das Meer war groß und schweigsam.

Es würde den Toten schlucken, ohne zu protestieren. Crion wusste auch über die Strömungen Bescheid. So leicht würde man den Toten nicht finden können. Das Meer riss ihn hinaus in die offene See, dort würde der Tote dann in einen Kreisel geraten und irgendwann wieder ausgespiesen werden.

Fernando Crion hatte sich mit einer solchen Aufgabe noch nie befasst. Er hatte früher Krimis gesehen, heute interessierten sie ihn nicht mehr, aber aus diesen alten Filmen wusste er, dass die Mörder ihre Opfer oft genug in Teppiche gerollt hatten, um sie wegzuschaffen. Ein Teppich stand auch ihm zur Verfügung. Ohne noch lange zu überlegen, machte sich der Mann an die Arbeit.

Er musste einen kleinen Tisch zur Seite schieben, zwei Stühle folgten ebenfalls, zum Schluss eine schon verstaubt wirkende Blume. Dann beugte er sich über die Leiche und rollte sie ein Stück zur Seite, um den Teppich anheben zu können.

Allein das Wegrollen des Toten hatte ihn angestrengt. Der Schweiß lag auf seinem Gesicht, die Arme zitterten, und der Herzschlag hatte sich beschleunigt. So unwohl wie in diesen langen Augenblicken hatte sich der Mann selten zuvor gefühlt.

Der Schatten des Schwertes blieb auf der Leiche!

Auch als der Mann die Lage des Toten verändert hatte, blieb er bestehen, und jedesmal, wenn Crion direkt auf den Toten schaute, sah er auch den Totenschädel am Griff der Waffe.

Sie waren hinter ihm her. Er hatte sie gestört, und wahrscheinlich stand er bereits unter Beobachtung. Die Grausamen Zwölf würden kein Erbarmen kennen. Sie hatten sich vorgenommen, jeden zu töten, auch ihn. Wahrscheinlich aber wollten sie sich erst die anderen vornehmen und sich ihn, den Initiator des Ganzen, bis zum Schluss aufbewahren. Es würde Zeit vergehen, wenn dies tatsächlich so eintraf. Vielleicht Tage oder auch mehr als eine Woche. Crion bekam so eine Chance, nach Auswegen zu sinnern. Vielleicht konnte

er sich auch absetzen, um in Ruhe zu überlegen, obwohl es keinen Platz auf der Welt gab, wo er vor den Grausamen Zwölf sicher war.

Irgendwann würde er sich ihnen stellen müssen, nur wollte er das nicht allein, sondern zusammen mit einem anderen. Und dabei dachte er an den in der Wachau lebenden Professor Chandler.

Dieser Mann wohnte in einem Schloss, um dort in Ruhe seine Forschungen vorantreiben zu können. Und er gehörte außerdem zu den Menschen, die auch vor den Mächten der Finsternis keine Angst zeigten. Er nahm sich vor, noch einmal mit dem Professor zu reden. Während dieser Gedanken hatte er den Teppich zurechtgerückt und auch die Leiche bereits zu einem Teil eingerollt.

Wieder wunderte er sich über die Schwere des Toten. Um die Masse in Bewegung zu setzen, benötigte er Kraft. Crion hatte sich hingekniet. Jede Berührung mit dem Teppich erzeugte bei ihm einen Schauer, und er erkannte erst jetzt, dass die Füße der Leiche an einem Ende des Teppichs hervorschauten.

Ändern wollte Crion das nicht mehr. Dann hätte er den Teppich wieder aufrollen müssen. So schlug er ihn noch einmal um und blieb schweratmend vor der Rolle knien.

Geschafft!

Eine weitere schwierige Arbeit lag noch vor ihm. Er musste die Leiche nicht nur nach unten, sondern auch ins Freie und zu den Klippen schaffen, um sie dort ins Meer schleudern zu können. Im Film hatte es immer einfach ausgesehen, wenn sich der Mörder den in einen Teppich eingewickelten Toten über die Schulter wuchtete. Das versuchte Fernando Crion auch. Nur bekam er schon beim Hochstemmen die ersten Schwierigkeiten. Der Tote war schwer, das Gewicht des Teppichs kam noch hinzu, und Crion stand breitbeinig und zitternd auf dem Fleck.

Dann ging er endlich. Wankend, mit Schweiß auf dem Gesicht. Er atmete laut und unregelmäßig. Schweiß auf der Haut, Tränenwasser

in den Augen, ein Mensch, der fertig war und plötzlich die Treppe vor sich sah, die er überwinden musste.

Er schaute nach unten. Wie immer führten die Stufen in einem leichten Bogen nach unten. Zum Glück hatte er Licht gelassen, und er legte seine linke Hand auf das Geländer, um sich Halt zu verschaffen. Er nahm die ersten Stufen mit zitternden Knien. Das Gewicht auf seiner linken Schulter schien sich von einer Stufe zur nächsten zu verdoppeln. Crion hatte das Gefühl, es nicht mehr zu schaffen, auf der Treppenmitte ereilte ihn der erste Schwächeanfall. Vor seinen Augen begann die Umgebung zu wanken, die Treppenstufen verschwammen und wurden zu einem fließenden Meer, das irgendwo in die Unendlichkeit hineinfloss und von Schatten aufgesaugt wurde, die sich der Treppe näherten. Crion hörte seinen eigenen Atem überlaut. Er spürte den Druck an seiner linken Schulter, der so stark war, dass er ihm bald keinen Widerstand mehr würde entgegensetzen können.

Plötzlich war auch die Stimme da. Fragend und so hell klingend. »Kann ich dir helfen, Vater?«

Fernando Crion glaubte an einen Spuk, einen bösen Traum, ein Zerrbild des Schreckens, und er spürte auch die Angst in seinem Inneren. Am Fuße der Treppe stand eine Gestalt, die ihm vorkam wie ein Geistwesen, das ein Schattenreich verlassen hatte, um der Welt der Lebenden einen Besuch abzustatten.

Es ging nicht mehr. Crion merkte, dass auch das Abstützen am Geländer nicht länger half. Seine Kraft hatte ihn verlassen, er ging in die Knie, kippte nach vorn und warf sich gleichzeitig nach links, damit er sich mit beiden Händen am Geländer festklammern konnte.

Diese Bewegung machte die Leiche nicht mehr mit. Der in den Teppich eingewickelte Tote bekam das Übergewicht, kippte nach vorn, rutschte weiter und löste sich von Crions Schulter.

Der Forscher und Wissenschaftler tat nichts. Er konnte es auch

nicht, weil er einfach zu schwach war. Die Schwäche hatte von seinem gesamten Körper Besitz ergriffen, und er selbst schaffte es nicht mehr, mit einem raschen Griff die rutschende Leiche festzuhalten. So schlug sie auf die Treppe. Durch den Teppich wurde das Geräusch gedämpft, aber der Fall nicht gestoppt. Im Gegenteil, der Tote glitt über die Kanten der Stufen wie über eine Rutschbahn. Er überschlug sich noch, rollte weiter, tickte gegen das Geländer und »hüpfte« auch den letzten Rest der Treppe.

Dabei sah es so aus, als wollte er der unten wartenden Person direkt vor die Füße fallen, die aber sprang zur Seite und schaute zu, wie der im Teppich eingewickelte Tote liegen blieb.

Das alles hatte auch Fernando Crion gesehen. Sein eisgrauer Bart zitterte, er klammerte sich am Geländer fest, wischte über seine Augen und sah die Gestalt der Tochter, die sich als Schatten vor dem Kaminfeuer abhob.

Ein Schatten, der sich bewegte.

Sie kam näher. Schritt für Schritt, gar nicht mal eilig oder ängstlich. Auf gleicher Höhe mit dem Toten widmete sie ihm nur einen kalten Blick, bevor sie den Kopf hob, und ihren Vater anschaute. Sie nickte ihm zu. Es war eine Geste des stummen Einverständnisses zwischen den beiden. Fernando verstand sie auch. Obwohl er mit seiner Tochter seit Jahren nicht mehr gesprochen hatte, spürte er das Band der Verbundenheit, das sich zwischen den beiden Menschen aufgebaut hatte. Ohne darüber zu sprechen, kamen sie sich vor wie zwei Verschwörer innerhalb einer feindlichen Umwelt.

»Bleib da, Vater, ich komme.«

Caroline Crion besaß eine harte Stimme. Man hörte ihr an, dass sie es gewohnt war, Anordnungen zu geben, und auch ihr Vater wagte keinen Widerspruch. Er schaute ihr nur entgegen.

Die Person, die dort zu ihm hochstieg, war eine selbstbewusste Frau. Wegen der Kühle draußen trug sie einen langen Mantel. Er

bestand aus dünnem, rötlich schimmerndem Leder, war glockenförmig geschnitten und stand offen. Bei jedem Schritt schwang der Rock mit. Das Kostüm mit dem großen rotgrünen Muster wirkte streng, auch wenn der Rock an den Seiten kleine Falten warf, wie es jetzt die Mode vorschrieb. Die Stiefel waren modern geschnitten und saßen bequem. Fernando Crion tat nichts. Er stand da und schaute seiner Tochter entgegen. Mit der linken Hand klammerte er sich am Geländer fest. In seinem Gesicht rührte sich nichts, nur der Bart zuckte ab und zu. Zwei Stufen vor ihrem Vater blieb Caroline stehen. Sie streckte ihre Hand auf. Eine symbolische Geste, deren Sinn Fernando auch verstand. Er schaute auf den schmalen Rücken und sah die drei Ringe an den Fingern. Nicht protzig, obwohl der schmalste von ihnen aus Platin bestand. Irgendwie geschmackvoll.

Er nahm die Hand, spürte die Wärme und dachte daran, dass er sein eigen Fleisch und Blut berührte, obwohl ihm die selbstbewusst wirkende Frau so fremd vorkam.

»Du hattest früher einmal braune Haare gehabt«, sagte er mit leiser Stimme.

»Ich weiß, Vater. Jetzt sind sie rötlich. Ein Freund von mir hatte es einmal chic gefunden. Ich gewöhnte mich daran, jetzt will ich es so lassen.«

»Du bist ja alt genug.«

»Stimmt. Einunddreißig.«

»Meine Güte.« Crion wischte über seine Stirn.

»Aber willst du nicht kommen, Vater? Ich weiß, dass du Schweres hinter dich gebracht hast. Behalte den Kontakt, ich führe dich.«

Plötzlich kam sich Fernando Crion wie ein uralter Mann vor, als er von seiner Tochter die Stufen hinabgeführt wurde. Er wollte ihr seine Hand entziehen, andererseits gestand er sich ein, dass es gut tat, Kontakt mit der Tochter zu haben.

Und so zog er die Hand nicht fort. Ein leichtes Schütteln überkam ihn, als er die Treppe hinter sich gebracht hatte und er über den in den Teppich eingewickelten Toten hinwegsteigen musste, und er ließ es weiterhin geschehen, dass ihn Caroline zu einem Sessel führte und ihn dort niederdrückte.

»So bleibst du sitzen, Vater.«

»Und du?«

»Ich werde dir etwas zu Trinken holen.«

Er nickte, und seine Tochter wusste genau, was ihr Vater gern trank. Sie fand einen Kristallschwenker, lächelte und sagte: »Den hatten wir schon früher, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Mutter brachte die Gläser mit in die Ehe«, fuhr sie leise fort, als sie Cognac in den Schwenker fließen ließ. Sie ließ die Flüssigkeit kreisen und brachte das Glas ihrem Vater, der es mit einem dankbaren Nicken entgegennahm.

»Trinkst du nichts?«

Caroline schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte nicht.«

»Dann auf dich.«

»Nein, auf dich, du hast es nötig.«

Fernando Crion trank langsam. Er schaute seine Tochter dabei an und musste zugeben, dass sie eine interessante Erscheinung war. Das Gesicht glich im Ausdruck dem der Mutter. Die leicht gebogene Nase gab ihr einen romanischen Touch, die großen Augen hatte sie auch von der Mutter geerbt, ebenfalls den schmalen Hals, der Fernando bei seiner Frau schon beim Kennenlernen fasziniert hatte. Er konnte sich noch genau daran erinnern, da er mit den Fingerspitzen stets die Linien nachgezeichnet hatte.

Fast brutal hart stellte er das Glas auf den kleinen Beistelltisch. Verschwunden war der Zauber einer nostalgischen Sekunde, die Realität hatte ihn wieder. »Du kannst nicht bleiben, Caroline!«

Wenn seine Tochter durch die Worte geschockt war, so zeigte sie es jedenfalls nicht. Gelassen nahm sie es zur Kenntnis, holte aus der Manteltasche eine Zigarettenschachtel hervor und zündete sich ein Stäbchen an. »Weshalb nicht?«

»Es geht nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Das Haus ist groß genug.«

»Ich weiß, Caroline. Aber die Größe des Hauses hat damit nichts zu tun, glaub mir.«

»Meinst du die Leiche?«

»Auch.«

Caroline holte einen Ascher und stäubte die graue Asche ab. »Was ist es noch?«

»Die allgemeine Lage.«

»Ist sie schlimm?«

Crion lachte bitter. »Schlimm? Das ist kein Ausdruck. Sie ist furchtbar. Ich weiß nicht einmal, wie lange ich noch zu leben habe. Du kennst mich, oder ich hoffe wenigstens, dass du in der Zwischenzeit etwas von mir gehört hast. Ich bin oft genug in den Medien erwähnt worden...«

»Ja, ich verfolgte deinen Weg.«

»Bon, dann wird dir auch klar sein, dass nicht alles so gelaufen ist, wie ich es mir vorgestellt habe. Trotzdem gab ich nicht auf, weil ich kämpfen muss.«

»Ich war bei Chandler.«

»Ja, das sagte er mir. Deshalb kam dein Besuch für mich nicht überraschend, Caroline.«

Die junge Frau lächelte. Es ließ ihr Gesicht weich erscheinen. »Ich habe übrigens Urlaub.«

Crion schaute hoch. »Und was hat das mit mir zu tun?«

»Alles.« Sie drückte die Zigarette aus. »Wenn jemand Urlaub hat, spielt Zeit keine Rolle. Keine Terminhetze, kein Jagen nach irgendwelchen Erfolgen. Und so habe ich mir vorgenommen, den

Urlaub hier zu verbringen. Hier in deinem Haus, das auch mein Haus ist.«

»Das darfst du nicht!«

Caroline gab sich überrascht. »Willst du mir die Tür weisen?« fragte sie.

»So darfst du das nicht sehen, Kind. Kannst du dir vorstellen, dass ich besorgt um dich bin? In jeder Beziehung hast du dich prächtig entwickelt, bist deinen Weg auf eigenen Füßen gegangen und führst ein Leben, das mit dem meinen nichts zu tun hat. So soll es auch bleiben. Ich will dich in keine Gefahr bringen.«

Caroline lächelte den Mann an. »Das ist sehr nobel von dir, Vater, und ich finde es im Prinzip auch toll. Aber kannst du dir vorstellen, dass ich deswegen gekommen bin?«

»Wie?«

Sie kam auf Fernando zu, nahm dessen Hände und ließ sie in den ihren liegen. »Ich will dir helfen, Vater. Deshalb bin ich gekommen. Helfen will ich dir, nur helfen, verstehst du?«

»Ja, das ist mir klar.«

»Dann brauchen wir uns nicht weiter über das Thema zu unterhalten.«

»Doch, Kind, wir müssen. Ich befinde mich auf einem schon angebrochenen Ast. Mein Lebensbaum besitzt keine Kraft mehr. Ich will ehrlich zu dir sein. Deine Mutter hat recht gehabt, als sie mich verließ. Nicht weil sie mich nicht mehr mochte, aber sie hatte Angst, mit mir zusammenzuleben, weil sich abzeichnete, was einmal aus mir werden würde.«

Caroline lachte ihn an. »Aus dir ist etwas geworden. Du bist ein Forscher, ein anerkannter Wissenschaftler...«

»Nein, nein, nicht anerkannt. Ich habe mich mit Gebieten beschäftigt, die von den meisten meiner Kollegen nicht akzeptiert werden, begreife das bitte. Und, was am schlimmsten ist, ich habe

mich einfach zu weit vorgewagt. Es gibt Dinge, die sollte man ruhen lassen. Ich tat es nicht. Ich arbeitete, ich forschte, ich hatte Erfolg und muss nun den Preis dafür bezahlen. Schau auf den Toten. Es ist Alain Roi, einer meiner Mitarbeiter. Ebenso hätte es auch mich erwischen können.«

»Ich kenne deine Probleme, Vater«, erklärte Caroline. »Dann brauche ich ja nichts mehr zu sagen.«

»Aber ich werde etwas sagen, Vater. Mein Entschluss steht fest. Du kannst ihn nicht umwerfen. Ich will bei dir bleiben, daran gibt es nichts zu rütteln.«

Er schaute sie an. Auf seinem Gesicht zeichnete sich die Antwort ab. Ein glattes Nein, aber er schaffte es nicht, die Erwiderung über die Lippen zu bringen.

»Ich bleibe, Vater.«

Er schluckte, wischte über seine Stirn und wusste nicht, wo er hinschauen sollte. »Mach keinen Fehler, Kind! Du bist noch jung, du willst dein Leben doch nicht wegwerfen...«

»Nein, das nicht.«

»Dann geh wieder!«

»Auch das werde ich nicht. Du müsstest mich schon aus dem Haus werfen, dann aber wäre unsere Beziehung für alle Zeiten zerbrochen«, fügte sie etwas drohend hinzu.

Crion atmete seufzend. Er strich über sein Gesicht. Feucht schimmerte es in seinen Augen. »Caroline, du weißt genau, dass ich so etwas nicht übers Herz bringe.«

»Das ist nicht gesagt...«

Unwirsch winkte Crion ab. »Nein, mach mir nichts vor. Ich habe früher schon an dir gehangen, und heute ist dieses Gefühl nicht schwächer geworden.«

»Ich kann also bleiben?«

»Ungern.«

Caroline lachte auf. »Si, jetzt nehme ich auch einen Schluck. Ich wusste ja nicht, ob ich noch fahren musste. Mein Wagen steht draußen. Das Wetter ist mies...«

Während sie redete, schenkte sie sich einen Doppelten ein. Auch ihr Vater bekam noch einen Schluck.

Unbeweglich saß der Mann in seinem Sessel und starrte in das Kaminfeuer, das ein Gemisch aus rötlichem Schein und düsteren Schatten über sein Gesicht warf.

»Dann auf uns«, sagte Caroline und hob ihr Glas.

Fernando tat es ihr nach, ohne es bewusst wahrzunehmen. Er spürte nur die Wärme des Getränks in der Kehle und konnte genau dessen Weg verfolgen.

Caroline stellte ihr Glas ab und deutete auf den Toten. »Nun mal zur Sache, Vater. Du wolltest ihn aus dem Haus schaffen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und wohin mit ihm?«

Er wollte nicht so recht mit der Antwort heraus, weil ihn sein Gewissen quälte.

»Komm schon, vor mir brauchst du keine Geheimnisse zu haben. Wolltest du den Toten über die Steilwand schleudern?«

»Ja.«

Caroline nickte. »Die Idee ist gut, Vater, sogar sehr gut. Wir werden sie gemeinsam in die Tat umsetzen.«

Fernando war erstaunt. »Du... du willst mir bei dieser Tat helfen?« hauchte er.

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weil wir jetzt zusammengehören, Vater. Wir bilden eine Gemeinschaft, wir müssen uns wehren...«

»Das stimmt.«

»Dann komm hoch. Ich habe mir folgendes gedacht. Wir legen den Toten in den Kofferraum meines Wagens und fahren die paar Meter bis zur Steilküste. Dort schleudern wir ihn dann zwischen die Klippen. Alles verstanden?«

»Ja.«

Müde stand der Mann auf. Er wunderte sich über die Energie seiner Tochter, der es so gar nichts auszumachen schien, die in den Teppich eingerollte Leiche ein Stück zur Seite zu schieben, so dass sie in einem besseren Winkel zur Tür lag. »Wie bist du eigentlich ins Haus gekommen?« fragte Crion plötzlich.

Caroline winkte ab. »Das war kein Problem für mich.« Mehr sagte sie dazu nicht.

Vater und Tochter fassten gemeinsam an und hievten den in den Teppich eingewickelten Toten in die Höhe. Dabei wunderte sich Fernando, wie sehr Caroline anpacken konnte. Sie stöhnte nicht, atmete kaum schneller und öffnete sogar noch die Haustür, wobei sie den Toten nur mit einer Hand festhielt.

Der Wind fuhr scharf in das Haus. Er wehte bissig, stach in die Gesichter und kam vom Meer her. In den Wäldern schleuderte er wütend das erste bunte Laub von den Bäumen, und die See brachte er zwischen den Klippen zum Kochen.

Das Haus stand einsam, ein wenig geschützt durch ein kleines Wäldchen, das den Unbilden der Natur bisher getrotzt hatte. Caroline fuhr einen großen Renault. Sein Metalliclack glänzte dunkel. Auf einen leichten Druck hin schwang die Hecktür in die Höhe, so dass sie den Toten in den Wagen packen konnten.

»Es geht doch«, sagte Caroline und lächelte, als sie die Tür wieder zuschlug.

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Dass du so etwas kannst, wundert mich«, flüsterte er.

»Man muss im Leben sehr oft Dinge tun, die einem im Prinzip

widerstreben. Auch hier.« Sie öffnete ihm die Beifahrertür. »Steig ein, den Rest schaffen wir auch noch.«

Ja, den schaffen wir, dachte Crion. Mit ihr schafft man wohl alles. Aber, so dachte er weiter, was geschieht dann? Das war die große Frage, auf die niemand eine Antwort geben konnte. Weder er noch seine Tochter. Allein die Zukunft würde es bringen.

Caroline startete, und ihr Vater hatte das Gefühl, von einem düsteren Tunnel verschluckt zu werden. War dies schon ein Omen?

Ich hatte Mühe, mich zu halten, denn ich lag auf dieser verdamnten schmalen Planke, die vom letzten Regenguss noch nass war. Und es regnete weiter. Nicht sehr stark. Winzige Tropfen fielen vom Himmel, ein Sprüh, der wie feinsten Sand wirkte.

Es war schlimm.

Ich starrte in die Regenwand und sah darin die hohe Laterne, deren Licht einen bläulichen Schein bekommen hatte, eine Insel bildete, durch die unzählige Tropfen wirbelten und vom steifen Wind bewegt wurden, als wären sie eine Wand.

Und ich lag auf dieser Planke.

Noch jetzt spürte ich den kalten Schauer, der mich erfasst hatte, denn der Mann, auf den es mir ankam, hatte, bevor er um die Hausecke verschwand, auf mich geschossen. Zum Greifen nahe war die Kugel an meinem Hals vorbeigesirrt, so daß mir nichts anderes übrig geblieben war, als mich hinzuwerfen.

Nun lag ich da.

Der Mann war verschwunden. Er hieß Peter Proust und hatte in seiner Panik nur diese eine Chance gesehen, auf einem ungewöhnlichen Weg zu flüchten. Er war durch das Fenster geklettert. In der vierten, der letzten Etage, lag seine Wohnung, doch das Haus sollte renoviert werden, deshalb war auch das Gerüst errichtet worden. Die einzelnen Ebenen waren durch Leitern

miteinander verbunden. Ihr Holz war ebenso glatt wie das der Planken, und es kam schon einer lebensgefährlichen Exkursion gleich, sich auf dem schwankenden Gerüst zu bewegen.

Natürlich tat ich so etwas nicht ohne Grund. Und dieser Grund war ein Brief gewesen, den mir ein Bekannter aus Österreich geschickt hatte. Dem Brief war ein dringender Anruf gefolgt.

Wenn ich dem Geschriebenen und den Worten des Mannes Glauben schenken wollte, dann braute sich über unseren Köpfen etwas Schreckliches zusammen, und Chandler warnte nicht ohne Grund, so gut kannte ich ihn, denn wir hatten einige gemeinsame Abenteuer hinter uns gebracht.

Es ging um eine Rache.

Die Rache sollte aus dem Unsichtbaren erfolgen und die Personen treffen, die an einem bestimmten Projekt gearbeitet hatten, das von einem Professor Fernando Crion geleitet wurde. Diesem Mann war es tatsächlich gelungen, eine Spur zu dem legendären Nostradamus zu finden, und er sollte angeblich herausgefunden haben, was es mit dessen düsteren Voraussagungen auf sich gehabt hatte und weshalb sie getätigt worden waren.

Bei dem Namen Nostradamus horchte ich auf. Ich wusste, dass er noch existierte. Nicht als Mensch, das war vorbei, aber er hatte es geschafft, in ein Zwischenreich einzugehen, in dem sich wahrscheinlich auch die Seele einer alten Freundin von mir befand - nämlich Tanith. Diese Hellseherin und Wahrsagerin hatte schon zu ihren Lebzeiten zu Nostradamus Kontakt aufgenommen, und sie hatte sich auch aus dem Zwischenreich bei mir gemeldet und mich einmal als Unsichtbaren in dieses Reich hineinholen können.

An all diese Dinge musste ich denken, als ich den Brief des Professors gelesen hatte. Telefonisch hatte er mich noch intensiver gewarnt und von dieser fürchterlichen Bedrohung gesprochen, die über all den Menschen lag, die an den Forschungen beteiligt

gewesen waren. Dazu gehörte auch Peter Proust!

Ich war zu ihm gekommen und hatte erleben müssen, wie er plötzlich durchdrehte. Kaum hörte er meinen Namen, da hatte er kehrtgemacht, war zum Fenster gelaufen und hinaus auf das Gerüst geklettert, über das er jetzt fliehen wollte.

Proust musste unter einer großen Belastung oder einem ungemein starken Druck stehen, wenn er einfach eine Waffe zog und auf mich schoss, obwohl er wusste, dass ich ein Polizeibeamter war. Da mehrere Personen in Gefahr schwebten, hatten Suko und ich uns die Aufgabe geteilt. Und auch unseren gemeinsamen Freund Bill Conolly hatten wir angesprochen, um Menschenleben zu retten. Stellte sich die Frage, ob wir dies auch schaffen konnten. Zudem standen die Personen unter einem starken Druck. Das beste Beispiel dafür war Prousts Reaktion gewesen.

Ich musste ihn fassen, und dies zu seiner eigenen Sicherheit. Vorsichtig stand ich auf. Abgestützt wurde das Gerüst von senkrecht laufenden Eisenstangen, die vom Dach bis zum Erdboden reichten. Es mussten auch feste Stempel sein, denn der Wind fiel über das Gerüst her, als wollte er es fressen. Er zerrte an den Planken, heulte um die Ecken, peitschte den Regen heran, der auch mir ins Gesicht schlug, so dass ich immer öfter über meine Augen wischte, um es von dem Wasser zu befreien. Bei jedem Schritt bog sich die Planke durch, über die ich lief, und als ich die Hausecke erreichte, hinter der Peter Proust verschwunden war, blieb ich stehen.

Seine Kugel hatte mich gewarnt. Deshalb wollte ich nicht wieder ein Ziel abgeben und zunächst vorsichtig um die Ecke schauen. Ich stand in Höhe der letzten Etage. Unter mir befand sich die Straße. Nur wenige Fahrzeuge rollten vorbei. Dieses Wetter hielt die Menschen in den Häusern und Wohnungen.

Ich war an Fenstern vorbeigekommen, hinter denen Licht brannte, aber auch Rollos vorgezogen waren, denn keiner der Bewohner hatte

Lust, noch in den Regen zu starren.

Das Haus stand allein. Bis zum nächsten Gebäude waren es etwa dreißig Yards, den schmalen Zwischenraum bildete ein mit Unkraut bedecktes Grundstück, und auf der hinter mir liegenden Seite des Hauses sah es nicht anders aus.

Ich hatte es ungern getan, aber es war mir nichts anderes übrig geblieben. Und so stand ich da mit schussbereiter Beretta. Wenn Proust noch einmal auf mich schießen wollte, musste ich schneller sein. Wobei ich hoffte, dass dies nicht mehr in Frage kam.

Noch einmal wischte ich das Regenwasser aus meinem Gesicht, bevor ich den Kopf so dicht an der Hauswand entlang schob, dass mein Ohr fast über die Steine schabte. Erst dann peilte ich um die Ecke. An dieser, der Schmalseite des Hauses, lief das Gerüst auch weiter. Zunächst sah ich nur die nasse Planke vor mir und den wirbelnden Regenschleier, der aus den tiefliegenden Wolken fiel und gegen das Haus gesprüht wurde. Erst beim zweiten Hinsehen entdeckte ich die Gestalt. Sie stand noch auf der Planke.

Weshalb der Mann das tat, wusste ich nicht, denn eine nach unten führende Leiter befand sich in seiner Griffnähe. Sein Blick war nach rechts gerichtet, wo nur eine Handspanne neben ihm die Tiefe begann. Wenn er dort hinunterfiel, würde er kaum überleben. Peter Proust hatte Angst. Ich sah es zwar nicht seinem Gesicht an, dafür war es zu weit entfernt, aber er zitterte wie das Laub an den Bäumen. Den rechten Arm hielt er gesenkt. Aus seiner Hand schaute etwas Schwarzes hervor, die Waffe.

Wenn ich ihn ansprach, musste ich sehr behutsam zu Werke gehen und durfte ihn auf keinen Fall erschrecken. Eine falsche Bewegung nur, ein rutschender Tritt, und es war aus. Auch sollte er nicht unbedingt meine Waffe sehen, deshalb presste ich den rechten Arm dicht an den Körper.

»Mr. Proust!« rief ich.

Der Mann zuckte zusammen. Er hob den rechten Arm, weil er schießen wollte und hörte mein »Nein, nicht!« Seine Bewegung stockte. Ich atmete pfeifend aus. Okay, so weit hatte ich ihn schon, dass er die Kontrolle teilweise über sich behielt. Das weitere konnte nur die Sachlichkeit und Ruhe bringen.

»Bleiben Sie ruhig stehen, Mr. Proust«, sagte ich.

»Und dann?«

»Werde ich zu Ihnen kommen, sonst wird nichts geschehen.«

»Nein!«

»Bitte, Mr. Proust, seien Sie vernünftig! Ich will nichts von Ihnen.«

»Weshalb sind Sie dann gekommen?«

»Weil ich mit Ihnen reden möchte, das ist alles. Ich will Sie beschützen, Ihnen helfen...«

»Das kann keiner.«

»Lassen Sie es mich versuchen«, schlug ich vor.

Er schnappte nach Luft. Wasser rann über sein Gesicht. Wie auch bei mir, war seine Kleidung ebenfalls tropfnass, und die Haare klebten wie eine dicke, dunkle Schicht auf seinem Kopf. »Was haben Sie denn vor?« rief er laut.

»Zunächst einmal möchte ich, dass Sie Ihre Waffe wegstecken!«

Er lachte kichernd. »Um mich dann abknallen zu können, wie?«

»Ich schieße nicht.«

»Das sagen die Bullen alle. Und wenn sie es getan haben, nennen sie es Notwehr.«

Dieser Mann war nicht zu belehren. »Ich weiß nicht, welche TV-Serien Sie gesehen haben, Mr. Proust, aber was Sie mir da vorwerfen, würde ich nie tun.«

»Ihr lügt!« schrie er und fuchtelte mit seiner Waffe herum. »Ihr lügt alle. Jeder, der sich in meine Nähe wagt, ist ein Lügner. Sie wollen mein Leben, Sie wollen...«

»Es retten!«

Er verstummte. Meine Worte mussten ihn wohl nachdenklich gemacht haben. Zu lange wollte ich auf diesem Gerüst und bei böigem Wind auch nicht stehen und fragte deshalb: »Soll ich Ihnen beweisen, dass ich es gut mit Ihnen meine, Mr. Proust?«

»Wie denn?«

»Geben Sie acht.« Ich hatte mich zum vollen Risiko entschlossen, bückte mich ein wenig und streckte dabei auch den rechten Arm aus. Dann warf ich die Beretta auf die Planken. Sie rutschte über das glitschige Holz und blieb in Reichweite des Mannes liegen.

»Alles klar?« fragte ich.

Er zögerte noch. Der innerliche Kampf, den er ausfocht, musste ihn ungemein stark mitnehmen. Er schüttelte den Kopf, nickte dann und fragte: »Gut, was wollen Sie?«

»Können wir das nicht in Ihrer Wohnung besprechen?«

»Wieso?«

Ich lachte leise. »Hier ist es mir zu nass, wissen Sie...«

»Ich will es nur kurz machen.«

»Bitte, Mr. Proust.«

Meine letzten Worte waren tatsächlich nicht ohne Echo geblieben. Zuerst nickte er, dann setzte er sich in Bewegung und ging einen Schritt auf meine Beretta zu. »Die nehme ich aber.«

Ich hatte meine Deckung verlassen und stand waffenlos vor ihm. »Bitte, ich hindere Sie nicht daran.«

Er richtete sein Schießeißen auf mich. Es war eine kleine Waffe, das Modell konnte ich nicht ausmachen, und er griff mit der freien Hand nach meiner Beretta. Sie steckte er ein, als er sich wieder aufrichtete. »Und jetzt drehen Sie sich um«, befahl er.

»Wieso?«

»Sie sollen vorgehen!«

»Gut, wie Sie meinen, Mr. Proust.« Ich hatte wirklich keine Lust mehr, hier auf dem Gerüst und im Regen zu stehen. Das war eine

Quälerei. Auch meine Kleidung hielt die Feuchtigkeit nicht mehr ab. Die Unterwäsche war bereits in Mitleidenschaft gezogen worden, zudem spürte ich die Nässe auch auf der Haut.

»Aber gehen Sie nicht zu schnell!« warnte er noch.

»Keine Sorge. Auf den glatten Planken will ich nicht abrutschen.«

»Dann ist es ja gut.«

Und so schritt ich vor ihm her. Der Regen peitschte jetzt in den Nacken. Den Wind auf meinem nassen Schädel verfluchte ich, denn ich fror entsetzlich.

Ich passierte das erste Fenster, das zweite...

Niemand schaute durch die Scheibe. Von den anderen Bewohnern hatte niemand bemerkt, was auf dem Gerüst vorgefallen war, und so konnte ich unangefochten das Fenster erreichen, hinter dem Peter Prousts Wohnung lag.

Ich trat nicht sehr hart auf, im Gegensatz zu Proust. Und deshalb wunderte es mich, als ich hinter mir keinen seiner Schritte mehr vernahm. Dafür ein ächzendes Geräusch, als würde er ersticken. Ich drehte mich um. Da sah ich es mit eigenen Augen. Zwei Schritte vor mir geschah ein fürchterlicher Mord...

Wenn Sie Elvin Trautmann suchen, finden Sie ihn in seiner Stammkneipe, hatte jemand aus dem Haus zu Suko gesagt, als der Inspektor ihn nach diesem Mann fragte, und Suko hatte auch die entsprechende Adresse bekommen. Die Kneipe lag nur zwei Ecken weiter. Ein Pub mit dem Namen »Irish Green«. Grün war auch die Einrichtung. Keine dunkle, sondern eine helle Farbe, zu der die weißen Sitzmöbel ebenso passten wie die ebenfalls weißen Lattenzäune, die den Tischen einen nischenartigen Charakter gaben. Selbst auf dem Boden lag ein grüner Teppich. Als Rasenersatz.

Suko empfand dies als kitschig, als er im Eingang stehen blieb und sich umschaute.

Die Theke war grünweiß gestrichen. Als Lampen dienten Gartenleuchten, und die Drinks auf der Speisekarte hatten ebenfalls veränderte Namen bekommen, so dass man zwischen einem energiegeladenen Obstler oder einem Hasendrink, sprich Möhrensaft, wählen konnte.

Suko, in nasser Lederkleidung - er war mit der Harley gekommen -, ging zur Theke und konnte sich unter acht freien Hockern einen aussuchen. Die Männer warfen ihm knappe Blicke zu, bevor sie sich wieder dem Studium ihrer Zeitungen widmeten. An den Tischen saßen drei Pärchen, die miteinander flüsterten und grüne Getränke aus hohen Gläsern schlürften.

Suko bestellte einen Hasensaft. Er wunderte sich darüber, dass um diese Zeit so wenig los war. Vielleicht hielt das Wetter die Leute ab, in den Pub zu gehen.

Der Wirt, ein schmaler Mann in Gärtnerkleidung und einem Strohhut auf dem Kopf, schob Suko das Getränk zu. »Wollen Sie auch einen Strohhalm?« fragte er.

»Nein, dafür eine Auskunft.« Der Wirt stutzte. »Auskünfte gebe ich nicht.«

»Ich suche einen Mann. Elvin Trautmann. Wir waren hier verabredet.«

»Was wollen Sie denn von ihm?«

»Das sage ich ihm selbst.«

Der Wirt schob seinen Strohhut in den Nacken und wies an Suko vorbei.

»Da kommt er gerade.«

Der Inspektor drehte sich um. Tatsächlich trat ein Mann aus einer schmalen Tür, die Suko bisher kaum aufgefallen war. Sie trug die Aufschrift »Telephon«.

»Okay, danke.« Suko nahm einen Schluck und schaute zu, wie Trautmann zu seinem Platz ging. Sein Alter war schwer zu schätzen.

Bekleidet war er mit einem rostfarbenen Cordanzug. Darunter trug er einen schwarzen Pullover. Der Bart wucherte in seinem Gesicht, und die Augen hinter den Brillengläsern blickten gehetzt und trotzdem irgendwie müde oder deprimiert. Zwei Hocker weiter ließ sich Trautmann nieder. Suko wusste, dass er aus Deutschland stammte und an sich der Typ war, der überall wohnte. Mal in Germany, dann wieder in London oder in Frankreich.

»Noch mal das gleiche.«

»Sicher, Elvin.«

Trautmann bekam flüssiges Obst in einem großen Schwenker serviert, Himbeergeist. Suko wartete, bis er den ersten Schluck genommen hatte, drehte sich und sprach den Mann an.

»Trautmann?«

Der andere zuckte zusammen. Plötzlich saß er gespannt auf dem Barhocker, ein Bein zur Seite, als wollte er jeden Augenblick wegrutschen und fliehen.

»Sie sind doch Elvin Trautmann?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

Suko zeigte seinen Ausweis so, dass nur der Angesprochene ihn sehen konnte.

»Vom Yard?«

»So ist es.«

»Und was wollen Sie von mir?«

»Mit Ihnen reden.«

Trautmann schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen.«

»Darum geht es auch nicht. Ich möchte Sie beschützen, denn Sie befinden sich in einer großen Gefahr.«

Trautmann verengte die Augen. »Wer sagt das?«

»Ein gemeinsamer Bekannter von uns. Dieser Bekannte hat mich gewarnt. Sie müssen in Dingen herumgesucht und geforscht haben,

die für viele Menschen den absoluten Horror bedeuten, wenn Sie verstehen, was ich damit sagen will.«

»Nein.«

Suko war natürlich in die bisher bekannten Fakten eingeweiht worden. Deshalb ließ er die Katze ein Stück aus dem Sack.

»Nostradamus.«

Als er den Namen erwähnte, zuckte Trautmann zusammen. Hastig griff er nach seinem Glas. Es sah so aus, als wollte er es zerbrechen. Dann hob er es an und leerte es mit einem Schluck, bevor es zusammen mit seiner Hand wieder auf die Theke fiel.

»Wir sollten darüber sprechen«, schlug Suko vor.

Trautmann, der bisher in sein Glas gestiert hatte, drehte sich um und schüttelte den Kopf. »Gehen Sie weg, Mister. Kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen! Verhaften Sie Dealer, Zuhälter, und Bankräuber, aber verbrennen Sie sich nicht die Finger an einer Sache, die für Menschen zu heiß ist.«

»Ich verbrenne mir die Finger aber gern. Das gehört zu meinem Job.«

Trautmann winkte ab. »Unsinn. So einen Job gibt es gar nicht. Nein, wer immer Ihnen Informationen gegeben haben mag. Vergessen Sie diese und auch mich.«

»Das will ich nicht. Ich bin extra hergekommen, um Sie zu treffen. Ich habe ferner gesehen, dass Sie unter einem großen Druck stehen und Angst haben. Die möchte ich Ihnen nehmen. Wenn es Ihnen hier nicht passt, können wir auch in mein Büro fahren und unser Gespräch dort fortsetzen.«

»Es hat noch gar nicht angefangen.«

»Das sollte es aber.«

»Nein!«

Suko blieb gelassen, auch wenn der Wirt ab und zu komisch schaute.

»Ich hoffe nicht, dass die anderen ebenfalls so denken wie Sie, Mr. Trautmann.«

Elvin klopfte mit einem Fingerknöchel gegen sein Glas. »Welche anderen meinen Sie?«

»Peter Proust und Howard Glenn!«

»Die... die kennen Sie?«

»Ich nicht, aber meine Kollegen. Meine Wahl ist auf Sie gefallen. Es hätte auch einen anderen treffen können. Sie sehen, wir sind bereits am Ball, und das sollte Ihnen in gewisser Hinsicht positiv zu denken geben.«

Elvin holte tief Luft. »Ich weiß noch immer nicht, was Sie von mir wollen, Inspektor.«

»Mehr über Ihren Boss Fernando Crion erfahren und über die letzten Ausgrabungen, die Sie mit ihm zusammen durchgeführt haben. Es heißt, dass Crion es geschafft haben soll, das Rätsel um Nostradamus und dessen Voraussagen zu lüften.«

Trautmann starrte Suko an. »Wer sagt das?«

»Ich hörte es.«

Der Mann winkte ab. »Man hört viel.«

Suko stöhnte auf. Trautmann kam ihm vor wie eine Festung, die nicht zu knacken war. Er wollte einfach nicht reden, deshalb versuchte es der Inspektor auf eine andere Art und Weise. »Haben Sie so große Angst, Mr. Trautmann?«

Und diesmal wurde Suko von der Antwort überrascht. »Ja!« hörte er den anderen sagen. »Ich habe verdammt große Angst und mache mir deshalb fast in die Hose. Verstehst du, Mann?«

»He, nicht so laut«, beschwerte sich der Wirt. »Wir befinden uns hier in einer grünen Oase.«

»Ach, scheiß was drauf!«

»Wir könnten gemeinsam versuchen, Ihre Angst zu überwinden«, schlug der Chinese mit ruhiger Stimme vor.

Trautmann schüttelte den Kopf. »Das schaffen Sie nicht. Die anderen sind stärker. Sie glauben gar nicht, welch eine Macht dahintersteckt. Lassen Sie sich eines gesagt sein. Nicht alles, was im Mittelalter entstand, war Lüge oder Humbug. Hinter den Theorien steckten sehr viele Wahrheiten, das kann ich Ihnen versprechen.«

»Sie sagen mir nichts Neues.«

Trautmann ging auf Sukos letzte Bemerkung nicht weiter ein. Er rutschte vom Hocker und wollte verschwinden.

»Wohin gehen Sie?« fragte Suko.

Trautmann drehte sich um. »Wollen Sie mich auch auf den Lokus begleiten?«

»Nein.«

Er ging. Suko trank einen Schluck von seinem Hasensaft und hörte, wie der Wirt ihn ansprach. »Nun machen Sie mal nicht so viel Wind hier. Elvin will nicht mit Ihnen sprechen, das ist doch klar.«

»Sonst noch etwas?«

»Ja, am besten zahlen Sie und verlassen meinen Pub. Ich will hier keinen Ärger.«

Da zeigte Suko seinen Ausweis.

»Ach so ist das.«

»Eben.«

Der Wirt verschwand und schenkte sich selbst einen grünlich schimmernden Drink ein. Anschließend bediente er die Leute an den Tischen. Suko aber hatte sich entschlossen, dem Mann trotzdem zu folgen. Elvin Trautmann hatte unter einem großen Druck gestanden. Es war Suko so vorgekommen, als hätte er die Gefahr neben sich gespürt. Die Tür zur Toilette lag hinter einem Vorhang. Eine Art Wendeltreppe in die Tiefe schloss sich an. Auch hier zeigten die Wände einen grünen Anstrich, allerdings schmutziger als oben im Lokal. Suko hatte die Treppe etwa zur Hälfte hinter sich gelassen, als er die gellenden Schreie vernahm.

Furchtbare Geräusche drangen an seine Ohren. Ein heulender, grauenhafter Grabgesang, wie ihn nur ein Sterbender ausstoßen konnte. Für Suko gab es überhaupt keine andere Alternative. Es musste sich bei dem Schreienden einfach um Elvin Trautmann handeln, und der Chinese jagte mit wahren Panthersätzen die letzten Stufen der Treppe hinunter. Drei Türen standen links von ihm zur Auswahl.

Die erste führte in ein Lager. Die zweite besaß die Aufschrift »Ladies«. Die dritte war richtig.

Als Suko sie aufriss, hörte er nichts mehr von dem Geschrei. Es war still in den beiden Toilettenräumen. Der Waschraum war vom zweiten durch eine Schwingtür getrennt. Mit dem Fuß stieß Suko sie auf. Elvin Trautmann befand sich in einer der Kabinen. Suko hörte dahinter ein letztes verzweifelt Ächzen. Er wollte sie aufreißen, sie war abgeschlossen, und so musste er seine eisenharten Karatefäuste zu Hilfe nehmen.

Der Chinese ramnte zwei hämmernde Schläge gegen die Tür. Einmal mit der Faust, zum anderen mit dem Fuß. Das Krachen war Musik in seinen Ohren. Die Tür zersplitterte, und Suko boxte mit den Ellenbogen letzte Hindernisse aus dem Weg.

Der Mann stand noch. Er starrte Suko sogar an, und der Chinese sah über ihm, wo sich das kleine Fenster befand, einen hellroten Schein, der sehr schnell verschwand und einem grauen Schatten Platz schuf. Das war unwichtig. Er kümmerte sich zuerst um Trautmann, der ihm vorkam wie eine Figur. Die Brille war ihm von der Nase gerutscht. Sie hing nur noch mit einem Bügel am linken Ohr fest und pendelte hin und her. Kein Funken Leben stand mehr in den Augen. Der Mund war geöffnet und bildete eine Höhle.

Im nächsten Augenblick fiel der noch stehende Mann nach vorn und in Sukos ausgestreckte Arme. Er fing ihn auf und ahnte sofort, dass Elvin Trautmann nicht mehr zu helfen war. Die andere Seite, vor der

er sich so stark gefürchtet hatte, war tatsächlich stärker gewesen - und auch schneller.

Der Inspektor hatte dem Mann unter die Achseln gepackt. Zwar befand sich ein Loch in der Tür, doch es war einfach zu unbequem, den Weg dadurch zu suchen. Deshalb drehte Suko den inneren Riegel herum und schleifte den Mann in den Vorraum.

Mit den Fußspitzen glitt Trautmann dabei über den Boden. Seine Schräghaltung behielt er auch, und nur deshalb konnte das aus seinem Mund, den Nasenlöchern und den Ohren dringen, was sich dort befand: grauschwarzer Staub.

Selbst Suko war entsetzt, da er jetzt genau wusste, was mit Elvin Trautmann passiert war. Eine starke Magie hatte ihn innerlich verbrannt!

Ich war vielleicht um eine Idee zu langsam gewesen, denn als ich vorsprang, um dem anderen zu helfen, bekam ich aus dem Unsichtbaren einen gewaltigen Schlag, der mich nach hinten stieß. Plötzlich war ich nicht mehr Herr meiner Bewegungen. Ich rutschte zudem auf dem verdammt glatten Brett aus und trat plötzlich ins Leere. Es glich schon einem Reflex, dass ich es trotzdem noch schaffte, die Stange festzuhalten, die senkrecht in die Tiefe lief. Meine Beine stießen ins Leere, ich musste erst eines anheben und mich mit einer Kraftanstrengung hochziehen, um mit dem Knie auf dem glatten Brett einigermaßen Halt zu finden.

In der Zwischenzeit starb Peter Proust!

Und ich sah seinen Mörder. Es war ein gespenstisches, unheimliches Bild, denn hinter Peter war eine große, graue Gestalt aufgetaucht. Mehr ein Schatten, ein Wesen, ein Gesicht, das aber bewaffnet war und ein feuriges Schwert so gehoben hatte, dass es die lange Klinge nach unten rammen konnte.

Ich dachte an den Flammenengel Uriel und musste zuschauen, wie

das Schwert traf.

Zielsicher raste die flammende Klinge, an deren Griff sich ein Totenkopf befand, in den offenen Mund des Mannes. In diesem Augenblick wirkte er wie ein Feuerschlucker im Zirkus, nur war dies, was man mir hier bot, keine Schau, sondern ein Unternehmen auf Leben und Tod. Bis zum Heft verschwand die Klinge im Mund des Mannes, und Peter stand steif auf dem Fleck. Den Oberkörper dabei nach hinten gedrängt, den Rücken durchgedrückt. So starb er auch!

Beim erstenmal hatte mich das Wesen zurückschmettern können. Der zweite Angriff sollte es ihm nicht so leicht machen. Ich warf mich vor, diesmal mit dem Kreuz bewaffnet, und ich spürte plötzlich eine unheimliche Energieentladung, ohne dass ich das Kreuz aktiviert hatte. Die Umgebung verschwand vor meinen Augen. Ich schaute in einen großen Kreis hinein, der in der Mitte düster war und an seinen Rändern in zwölf beleuchtete Segmente aufgeteilt war.

Zwölf Tierkreiszeichen waren zu sehen. Vom Wassermann bis zum Steinbock, und in der Mitte erschien auf einmal ein völlig erschrecktes Frauengesicht.

Das Gesicht einer toten Bekannten. Tanith...

Ich hatte das Gefühl, als wollte sie mir eine Warnung zurufen, aber sie schaffte es nicht mehr, denn einen Moment später brach die Vision wieder zusammen, und ich spürte abermals den Regen, der gegen mein Gesicht peitschte, so dass mich die Wirklichkeit wieder hatte. Und der Tote!

Erst jetzt wurde ich gewahr, dass ich einen Toten umklammert hielt, dessen Gesichtsausdruck noch all den Schrecken zeigte, den er in der letzten Sekunde seines Ablebens erfahren hatte.

Nichts sah ich mehr von dieser grauen Gestalt und auch nichts von einem feurigen Schwert, dessen Griffende mit einem gelben Totenschädel verziert war. Ich war mit Peter allein. Der Regen

wehte in langen Schleiern heran, als wollte er das Grauen, das ich erlebt hatte, gnädig verdecken. Ich benötigte einige Zeit, um mich zu beruhigen. So einfach konnte auch ich das Erlebte nicht abschütteln.

Allmählich ließ die Spannung nach. Ich spürte den Schmerz an meinem Schienbein. Beim Rutschen vom Brett musste ich mit dieser Stelle gegen einen harten Gegenstand geschlagen sein.

Ich aber hielt Peter Proust fest. Hier draußen auf dem Gerüst konnte ich ihn auf keinen Fall liegen lassen, und so schleifte ich ihn den Rest der Strecke bis zum Fenster hin, das zum Glück offen stand, so dass ich ihn ins Zimmer schieben konnte.

Die Deckenleuchte brannte. Und so konnte ich den Staub erkennen, der aus dem Mund des Toten rieselte. Das grauweiße Zeug sammelte sich im Innern des Raumes dicht vor dem Fenster, wo es einen kleinen Hügel bildete.

Der Tote lag noch immer auf der Kippe, und ich schob ihn auch nicht weiter, sondern schaute zu, wie es aus dem Mund, den Ohren und den Nasenlöchern rieselte, der Strom erst nach ungefähr einer Minute dünner wurde und schließlich versiegte.

Ich kam mir ebenfalls wie tot vor und stand da, ohne mich zu rühren. Ich spürte die Nässe auf meinem Rücken. Schließlich überwand ich mich und schaffte die Leiche in die Wohnung. Dabei drückte ich sie sehr behutsam vor, stieg selbst ein und schaffte den Toten auf die alte Couch. Dort ließ ich ihn liegen. Danach schloss ich das Fenster und schaute mir die Asche an. Es kostete mich Überwindung, etwas von ihr durch die Finger rieseln zu lassen, aber ich musste es einfach tun, um das Zeug zu prüfen.

Es war tatsächlich Asche. Das Innere des Mannes schien gebrannt zu haben, trotzdem hatte die Haut keinen Schaden genommen. Dafür besaß er keine Organe mehr, die ein Leben oder eine Existenz garantiert hätten.

Wer war sein Mörder?

Einen Schatten hatte ich gesehen, der mit einem Flammenschwert bewaffnet gewesen war, und als ich ihn mit dem Kreuz hatte angegriffen, war es dann passiert.

Wieder dachte ich an das Bild, an den Horoskop-Kreis und an das Gesicht der Wahrsagerin Tanith in der Mitte. Beide mussten in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, und so glaubte ich auch fest daran, dass es Verbindungen gab zwischen diesem Toten hier und der ermordeten Wahrsagerin.

Welche Rolle spielte dann Fernando Crion?

Darüber konnte ich bisher nur rätseln. Ich glaubte trotzdem, auch dieses Rätsel bald lösen zu können.

Zunächst einmal ging ich zum Telefon und rief Suko an. Shao hob ab.

»Du bist es, John.«

»Ja. Ist Suko schon zurück?«

»Noch nicht.«

»Und er hat keine Nachricht hinterlassen?«

»Nein.«

»Na ja, dann wird er...«

»John«, unterbrach mich die Chinesin, »muss ich mir wegen ihm Sorgen machen?«

Ich warf einen Blick auf den Toten, dachte an das Erlebte und runzelte die Stirn. »Eigentlich nicht, Shao.«

»Wie sieht es bei dir aus?«

»Der Mann ist tot.«

»Was?«

»Ja, vor meinen Augen wurde er umgebracht. Aber davon später mehr. Wenn Suko kommt oder anruft, bitte ihn doch, auf mich zu warten. Wir müssen einiges bereden.«

»Natürlich. See you...«

Ich legte auf, zündete mir eine Zigarette an und dachte, dass wir

noch ein drittes Eisen im Feuer hatten. Einen Mann namens Howard Glenn. Um ihn sollte sich Bill Conolly kümmern. Hätte ich gewusst, mit welcher Macht wir es zu tun bekamen, hätte ich Bill nie und nimmer eingesetzt. So aber konnte ich nur hoffen, dass es ihm besser erging als mir.

Den Toten konnte ich unmöglich in der Wohnung liegen lassen. Um ihn sollten sich meine Kollegen kümmern, ihn abholen und zur Obduktion wegschaffen. Ich wusste nun genau, dass hinter Chandlers Worten und auch seinem Anruf eine ganze Menge steckte.

Vielleicht Dinge, von denen wir bisher nicht einmal etwas ahnten...

Es gibt mehrere Möglichkeiten, von England aus auf das Festland zu gelangen.

Man kann fliegen, das ist am schnellsten. Man kann mit dem eigenen Wagen fahren und muss mit der Fähre übersetzen. Man kann auch den Zug nehmen und sich ebenfalls übersetzen lassen.

Für die Bahnfahrt hatte sich Howard Glenn entschieden. Er hatte damit den Reporter Bill Conolly überrascht. Als Bill bei dem Mann eintraf, verließ dieser mit einem gepackten Koffer das Haus, um in ein Taxi zu steigen.

Bill konnte jetzt noch von Glück sagen, dass ihm der Wagen im Londoner Verkehr nicht entwischt war. Am Victoria Station erwischte er eine Pechsträhne. Glenn stieg aus, während Bill noch bemüht war, für seinen Porsche einen Parkplatz zu finden. Als er ihn endlich hatte, war der andere natürlich im Gewühl verschwunden, und so hatte der Reporter wieder einmal das Nachsehen gehabt.

Bill Conolly gehörte zu den zähen Burschen, die nicht so leicht aufgaben. Zwar konnte er nicht alle Bahnsteige absuchen; und er fragte sich, wo ein Mensch wie Howard Glenn wohl hinreisen konnte. Auch Bill war über den Background informiert worden, wusste, dass es einen Professor gab, der Fernando Crion hieß, in

Frankreich arbeitete und wohnte und als Initiator galt.

Wahrscheinlich hatte Howard Glenn vor, ihn zu besuchen. Bill entschied sich sehr schnell. Er schaute nach, wo der Zug nach Dover abfuhr. Der stand bereits abfahrbereit.

Bill sah sich noch an der Wagenschlange entlang rennen und in die erleuchteten Abteile schauen, während der steife Wind die langen Sprühregenschleier über die Bahnhofshalle hinwegblies und dort, wo die Gleise nicht überdacht waren, die Bahnsteige nässte. Bill fand den Mann. Er saß etwa in der Zugmitte und war gerade dabei, seinen Koffer auf die Gepäckablage zu wuchten, als der Reporter das Fenster passierte.

Bis zur Tür waren es nur wenige Schritte, und da John ihm ausdrücklich ans Herz gelegt hatte, den Mann nicht aus den Augen zu lassen, entschloss sich der Reporter, einfach mitzufahren. Eine Karte könnte er auch beim Zugpersonal lösen.

Im letzten Augenblick stieg er noch ein und musste zunächst einmal tief Luft holen, wobei er neben der Tür stehen blieb und sich das feuchte Haar aus der Stirn strich.

Das war geschafft.

Zum Glück kam sofort ein Schaffner. Bill ging auf ihn zu und löste eine Karte bis Dover. Den kleinen Aufpreis nahm er in Kauf. Der Schaffner wünschte ihm noch eine angenehme Reise und kontrollierte weitere Fahrgäste.

Howard Glenn hatte eine Karte für die 1. Klasse gelöst. Bill natürlich auch, so konnten sie in einem der bequemen und größeren Abteile sitzen.

Entgegen der Fahrtrichtung des Zuges lief Bill, passierte drei Abteiltüren, bevor er die erreichte, hinter der es sich Howard Glenn bequem gemacht hatte. Er saß am Fenster, starrte durch die Scheibe und sah die zahlreichen Lichter vorbeihuschen, die jetzt, im Grau der Dämmerung, wie Sterne funkelten. Nicht einmal seinen Staubmantel

hatte der Mann abgelegt, saß wie starr da, hatte die Beine ausgestreckt und die Hände in den Manteltaschen vergraben. Sein noch junges Gesicht sah Bill in der Scheibe. Es wurde deutlicher, als der Reporter das Abteil betrat und sich der andere ihm zuwandte.

»Ist hier noch frei?« fragte Bill höflich.

»Ja.«

»Danke.«

Howard Glenn trug das Haar zu einer Bürste geschnitten. Die dicke Hornbrille ließ ihn älter aussehen, als er tatsächlich war, und sein Mund zeigte einen verkniffenen Zug.

Es war noch früh am Abend. Kurz nach 19.00 Uhr, und Bill verspürte Hunger. Am liebsten hätte er im Speisewagen eine Kleinigkeit gegessen, aber er wollte den anderen nicht allein lassen.

Ein dunkelhäutiger Zugbegleiter erschien, wünschte einen guten Abend und fragte, ob die Gentlemen speisen wollten. Glenn wollte. Sofort hakte Bill nach.

»Ich ebenfalls.«

Der Farbige nickte und fügte etwas hinzu, das Bill als einen Glücksfall ansah. »Es sind leider nur noch wenige Plätze frei. Wir haben ziemlich viele Reservierungen bekommen. Darf ich die Herren vielleicht an einen Zweiertisch setzen?«

»Ich habe nichts dagegen«, antwortete Bill. »Und Sie, Sir?«

Howard Glenn zuckte zusammen, als wäre er aus einem tiefen Schlaf erwacht. »Meinetwegen.«

»Danke, Sir.«

In den nächsten Minuten versuchte der Reporter ein Gespräch zu beginnen, traf bei Glenn auf keine Gegenliebe und erntete nur einsilbige oder überhaupt keine Antworten.

Fast gleichzeitig mit Howard Glenn erhob sich auch der Reporter, ging vor und erreichte als erster den Speisewagen, der gut besetzt war. Auf den Tischen brannten die kleinen Leuchten. Etwa in der

Mitte des Wagens gab es noch einen freien Zweiertisch, der für Bill und seinen Zugnachbarn reserviert worden war. Sie nahmen Platz. Glenn bestellte ein Mineralwasser. Bill Conolly ließ sich einen Whisky kommen und wählte auch schon sein Essen. Tomatensuppe und Geflügelsalat. Howard Glenn nahm Roastbeef und frischen Salat.

»Vitamine, nicht wahr?« fragte Bill.

»Ja, ja...«

Der Reporter bekam seinen Whisky. »Ich heiße übrigens Conolly«, sagte er und hob das Glas.

»Mein Name ist Glenn.«

»Ich weiß.«

Der andere erstarrte mitten in der Bewegung. Er wollte gerade am Mineralwasser nippen, stoppte aber so abrupt, dass ein Teil der Flüssigkeit überschwappte und seine Hand nässte.

Bill lächelte. »Vorsicht. Trinken Sie das Wasser lieber, es ist besser.«

Glenn trank nicht. Er stellte sein Glas ab. »Woher kennen Sie mich, Mister?«

»Man hat mir Ihren Namen genannt.«

»Ach so. Und wer?«

Bill trank zunächst einen Schluck Whisky. Glenn starrte ihn an. Hinter den Brillengläsern flackerte sein Blick. Er hatte auch jetzt seinen Mantel nicht ausgezogen. Darunter trug er einen braungrün gestreiften Pullover.

»Ein gemeinsamer Bekannter von uns, Howard.«

»Und wer soll das gewesen sein?«

»Der Mann, den Sie wahrscheinlich besuchen werden.«

Glenn fiel auf diesen Trick nicht herein. »Ich verstehe Sie nicht, Mister...«

»Noch mal, Conolly.«

»Sorry.«

»Ich will deutlicher werden. Ich spreche von Fernando Crion. Haben Sie gehört? Fernando Crion.«

»Ja, das habe ich.«

»Dann ist ja alles klar.«

Glenn schluckte. »Und wenn ich den Mann nicht kenne?« fragte er zurück. »Sind Sie sich da sicher?«

Mit der flachen Hand schlug Howard so heftig auf den kleinen Tisch, dass sein Glas anfang zu tanzen. »Verdammt noch mal, was wollen Sie denn von mir?«

»Ganz einfach, Howard. Ich will Sie beschützen!«

Diesmal trank er, um Bedenkzeit zu erlangen. »Beschützen?« wiederholte er. »Vor wem?«

»Vor dem, was Sie ausgegraben oder gefunden haben.« Bill hatte leise gesprochen und sich vorgebeugt. »Sie wissen doch, wie gefährlich es werden kann, wenn man Dinge erweckt, die bisher die Jahrhunderte über vergraben und vergessen gewesen sind.«

»Das ja...«

»Also lassen Sie uns zusammenarbeiten. Ich habe die Warnung erhalten. Freunde von mir sind Ihren Kollegen auf der Spur, um sie ebenfalls zurückzuholen. Wir wissen noch nicht, was genau geschehen ist, aber es muss etwas Schreckliches sein, das Sie zusammen mit den anderen und mit Fernando Crion geweckt haben.«

»Stimmt.«

Das Essen kam. Drei Scheiben Roastbeef für Glenn. Bills Tomatensuppe wurde zusammen mit dem Geflügelsalat serviert. Howard Glenn »arbeitete« schon. Er schaufelte eine gelblich-weiße Sauce auf die Scheiben Fleisch, rollte sie zusammen und steckte sie in den Mund.

Bill probierte an der Suppe. Sie schmeckte ihm zu sehr nach Thymian. Gegen dieses Gewürz war der Reporter allergisch,

deshalb ließ er die Suppe stehen.

Den Geflügelsalat konnte man auch vergessen. Das Fleisch war trocken, zäh und die Tunke viel zu fett. So aß der Reporter nur die beiden Toastscheiben, die frisch geröstet waren.

Bill leerte sein Glas. Howard Glenn aß noch immer. Er war kein Feinschmecker und wollte nur seinen Magen füllen. Da Bill ihm nicht gern auf die Finger starrte, schaute er lieber aus dem Fenster. London lag hinter ihnen. Sie rollten durch eine allmählich dunkel werdende Landschaft. In der Ferne lag eine Stadt. Ihre Lichter grüßten herüber. Eine Brücke wurde überquert. Unter ihr lief eine Straße entlang. Dann kam ein Gegenzug. Bill vernahm das intervallweise auftretende Rauschen. Die erleuchteten Abteile waren nur als ein heller Streifen zu erkennen. Dann war der Gegenzug vorüber.

Schatten tauchten auf. Langgezogen, grau, finster... Er griff zu den Zigaretten, als er gesehen hatte, dass Howard sich den Mund abtupfte. Bill klemmte sich das Stäbchen zwischen die Lippen holte sein Feuerzeug hervor und hatte es noch nicht angeknipst, als er den roten Schein sah.

Für einen Moment dachte er daran, dass ihm jemand Feuer geben wollte oder sich das Licht eines anderen Feuerzeugs in der Scheibe spiegelte. Das war nicht der Fall. Das rote Licht stand vor dem Fenster, blieb auch dort, ebenso wie der langgezogene Schatten.

Alarmsirenen schrillten in Bills Hirn. Er hatte an den Umrissen des Schattens einen menschlichen Körper erraten können und wusste plötzlich, dass Gefahr drohte.

Kein anderer im Speisewagen ahnte etwas. Auch sein Gegenüber nicht, der den Rest aus der Flasche in das Glas kippen wollte. Da jagte Bill Conolly von seinem Platz hoch, packte den überraschten Howard an der Schulter, sah noch dessen erschrecktes Gesicht und riss Glenn in den schmalen Mittelgang zwischen den Tischen. Dort

fielen beide zu Boden. Einige Reisende protestierten. Bill schlug mit dem Hinterkopf gegen eine Sitzbank, das alles kümmerte ihn nicht, denn im gleichen Augenblick barst die Fensterscheibe, hinter der Bill Conolly die Gestalt und den feurigen Schein gesehen hatte, auseinander.

Wie ein böser fauchender Windzug drang die graue Gestalt in den Wagen und schwang ihr feuriges Schwert mit dem Totenkopf-Griff. Im Nu war das Chaos perfekt! Durch die Fensteröffnung heulte der Sturm wie ein wütendes Raubtier. Der Fahrtwind zerrte an den im Rahmen steckenden Splitterresten, wirbelte sie heraus, durch den Wagen und jagte wie mit gierigen Händen über die Tische hinweg, um sie abzuräumen.

Gläser, Flaschen, Teller, Bestecke, das alles machte sich selbständig. Die Menschen, falls sie auf ihren Plätzen sitzen geblieben waren, duckten sich, hörten das Heulen des Fahrtwindes, und die nahe an der Tür saßen, waren aufgesprungen, um die anderen Waggons zu erreichen.

Die Gestalt mit dem brennenden Schwert aber stand mitten im Speisewagen und suchte ihr Opfer. Es war Howard Glenn!

Jemand wollte sich an dieser grauen Gestalt vorbeidrängen und zur Tür hasten. Er kam nicht weit, denn das Schwert traf ihn am Kopf, und der Mann brach schreiend zusammen. Jeder sah das Blut, das seine rechte Kopfseite umspülte, aber keiner griff ein, der Schreck hatte die Menschen zu sehr gelähmt.

Nicht Bill Conolly!

Er lag zwar im Gang und musste sich auch erst zurechtfinden, doch als er sich drehte, schaute er genau auf den Unheimlichen mit dem Flammenschwert. Zum erstenmal sah der Reporter diesen lebenden Schatten aus nächster Nähe.

Er bot einen gespenstischen Anblick. Die graue Masse war menschenartig geformt, ansonsten aber wirkte er wie eine Steinfigur

ohne Gesicht, wobei die Gestalt an ihren Rändern leicht flimmerte, als würde sie dort von einem Lichtschein nachgezeichnet. Auch Howard Glenn nahm dies wahr. Er hatte sich zur Seite gerollt und einen Arm gehoben, als sein Blick den Unheimlichen traf. Erkennen blitzte in den Augen des Mannes, und seine folgeschweren Worte waren trotz des Lärms zu verstehen. Sie gellten in den Ohren des Reporters, der sie nie vergessen würde, das stand für ihn fest.

»Es ist einer der zwölf Grausamen. Er wird mich töten. Er muss mich töten. Ich bin verloren!«

Und Bill sah die flammende Klinge nach unten stoßen. Zielgenau wurde sie geführt und traf den offenen Mund Howard Glenns, um zwischen seine Lippen wie in einem Tunnel zu verschwinden.

Glenn schluckte sie, und Bill konnte nichts dagegen unternehmen. Er spürte eine gewaltige Kraft, die von dieser Gestalt ausging und gegen die Bill nicht ankam. Sein Wille war ausgeschaltet worden, der Speisewagen war zu einer Enklave geworden, in der die Schwarze Magie Einzug gehalten und die Kontrolle voll übernommen hatte. Howard Glenn starb. Er schrie nicht einmal, er kniete und musste für seine »Taten« furchtbar büßen. Und dann verschwand der Engel. Wie eine feurige Lohe zog er das Schwert aus dem Maul hervor. Er drehte sich auf der Stelle um, schaute nicht mehr zurück und jagte durch das zerbrochene Fenster, so dass er eins mit den Schatten der Dunkelheit wurde und nicht mehr gesehen werden konnte. Der Spuk war vorbei. Zurück blieb eine Leiche!

Das Schweigen hielt jeden umfängen. Keiner wagte etwas zu sagen, nur der Fahrtwind pfiß durch den Wagen und räumte noch einige Dinge weg, die nicht standfest genug waren.

Langsam stand Bill Conolly auf. Er hatte sich als erster gerührt, und seine Bewegung war so etwas wie ein Startzeichen für die anderen, die ihrem Entsetzen einfach freien Lauf lassen mussten, so dass es zu einer zweiten Panikwelle kam.

Die Menschen drängelten zu den beiden Ausgängen, wo plötzlich Zugbegleiter erschienen, die sich ebenso plötzlich den Gästen gegenüber sahen und nicht einmal dazu kamen, Protest einzulegen, weil sie einfach zurückgedrängt wurden.

Bill Conolly blieb im Wagen. Es störte ihn nicht, dass er Stöße in den Rücken bekam, wenn Menschen an ihm vorbeidrängten. Er starrte auf die Leiche, die im Mittelgang lag, und der Fahrtwind jagte über seinen Nacken und wühlte die Haare hoch.

Howard Glenn lag im Mittelgang. Mit dem Kopf zur Seite, und Bill versuchte, in dessen Gesicht zu schauen. Das gelang ihm auch, und er entdeckte etwas Dunkles, das aus dem Mund des Toten drang. Zuerst dachte Bill an eine sirupartige Flüssigkeit, zu vergleichen mit Blut, dann stellte er fest, dass diese angebliche Flüssigkeit vom Wind erfasst und in die Höhe gewirbelt wurde.

Es war Staub! Und der rann aus dem offenen Mund der Leiche und verteilte sich auf dem Boden.

Bill schluckte hart. Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn. Die Haut war nass. Er selbst kam sich in dem Chaos vor wie jemand, der den Weltuntergang überstanden hatte.

Irgendwo setzte er sich hin. Da zog es nicht mehr so. Eine kleine Flasche Whisky rollte ihm fast gegen die Hand. Sie war noch verschlossen. Bill schraubte sie auf und nahm einen Schluck. Dann zündete er sich eine Zigarette an, schüttelte den Kopf und kam sich vor wie der letzte Versager in einem schrecklichen Spiel. Er stellte auch fest, dass der Zug an Geschwindigkeit verloren hatte. Ob sie in einen Bahnhof einfuhren oder auf freier Strecke halten würden, war ihm egal. Zum Glück hatte niemand die Notbremse gezogen, das Chaos wäre noch schlimmer geworden.

Die Tür hinter dem Reporter wurde aufgedrückt. Bill drehte sich nicht um, er schaute erst hoch, als ein Schatten über seinen Tisch fiel und sah in das besorgte Gesicht eines Schaffners. »Setzen Sie sich!«

Der Mann nahm Bill gegenüber Platz, nachdem er einen scheuen Blick auf die Leiche geworfen hatte. »Wir werden am nächsten Bahnhof halten. Das ist in ein paar Minuten. Die Leute dort sind informiert. Sie haben uns ein Gleis freigehalten.«

»Wie schön.« Bill reichte dem Mann seine Zigarettenpackung.
»Auch eine?«

»Ja, danke.«

Die Männer rauchten. »Sie kannten den Mann, nicht wahr?« Der Reporter nickte.

»Dann können Sie der Polizei ja die nötigen Auskünfte geben.«

Bill schüttelte den Kopf. »Glauben Sie das mal nicht, Meister.«

»Wieso nicht?«

Conolly hob die Schultern. »Alle haben das gleiche gesehen. Da kann jeder befragt werden.«

»Aber Sie haben mit dem Mann zusammengesessen.«

»Reiner Zufall.«

Der Schaffner schaute den Reporter skeptisch an. Er glaubte ihm nicht.

»Sie hatten doch bei mir eine Karte gelöst.«

»Stimmt.«

»Das ist schon ungewöhnlich.«

»Und was hat das mit dem Tod dieses Mannes zu tun?«

»Ich habe da einen Verdacht. Aber da wird Ihnen die Polizei sicherlich noch einige Fragen stellen.«

»Möglich.«

Der Zugbegleiter erhob sich und drückte seine Zigarette aus. »Ich jedenfalls werde meine Aussagen machen und lasse mich durch nichts beeinflussen.«

Bill lächelte. »Das sollten Sie auch nicht.«

»Und wer hat ihn umgebracht?« wollte der Mann noch wissen.

»Fragen Sie die anderen Fahrgäste. Die haben das gleiche gesehen

wie ich, Mister.«

»Schon gut, entschuldigen Sie.« Er ging.

Bill blieb sitzen. Er würde den Beamten das sagen, was zu sagen war. Plötzlich stellte er fest, dass seine Hände zitterten. Es war der nachträgliche Schock, der über ihn gekommen war. Bill konnte es nicht verhindern, zudem fiel ihm plötzlich ein, wie nahe er dem Tod gewesen war. Der Graue hätte auch ihn mit einem Schlag vom Leben zum Tod befördern können. Überhaupt, wer war dieses Wesen? Howard Glenn hatte ihn gekannt und auch seinen Namen gewusst. Einer der zwölf Grausamen.

Bill konnte sich darauf keinen Reim machen. Er wusste aber genau, dass sein Freund John Sinclair die richtige Spur aufgenommen hatte. Wohin sie führte, das musste man abwarten.

Zudem ärgerte sich Bill Conolly auch, dass er nichts unternommen hatte. Im nachhinein schwächte er seine Schuldgefühle ab. Es war nicht möglich gewesen. Mit einer Kugel hätte er kaum etwas erreicht, vielleicht mit der goldenen Pistole, aber die lag in seinem Haus, zudem setzte Bill diese fürchterliche Waffe nicht zu gern ein, da sie mit einer Flüssigkeit geladen war, die dem Todesnebel glich. Gegenstände, die mit dieser Ladung in Berührung kamen, wurden vollkommen zerstört. Der Zug wurde jetzt noch stärker abgebremst. Erste Lichterketten huschten bereits an der Wagenschlange vorbei. Ein Zeichen, dass sie sich dem Bahnhof einer Ortschaft näherten. Schon bald liefen sie ein. Es war keine große Station. Nur wenige Gebäude standen zu beiden Seiten des Bahnsteigs.

Die üblichen Geräusche entstanden, als die Türen geöffnet wurden. Auch die Fahrgäste lärmten, weil die meisten von ihnen den Zug verlassen wollten. Besonders die Reisenden im Speisewagen würden lange an diesem Schock zu knacken haben.

Bill blieb sitzen. Er war sicher, dass er als erster verhört werden sollte. Und es dauerte nicht lange, da erschienen bereits die ersten

beiden Polizeibeamten, begleitet von dem Schaffner, den Bill schon kannte. Der Mann deutete auf ihn und benannte ihn als Zeugen.

Bill wies den Männern Plätze zu. »Setzen Sie sich doch. Ich werde Ihnen sagen, was es zu sagen gibt.«

»Wir sind ganz Ohr.«

Das waren sie dann auch, als sie den Worten des Reporters lauschten. Aber ihre Gesichter wurden länger und länger, denn sie konnten kaum glauben, was sich da ereignet hatte. »Das kann doch nicht stimmen!«

Bill lächelte. »Normalerweise hätte ich so wie Sie reagiert, wenn man es mir gesagt hätte. Aber es stimmt in der Tat. Sie können die übrigen Gäste des Wagens fragen.«

»Von draußen soll jemand gekommen sein?«

»Da ist jemand gekommen«, erklärte der Reporter. »Aber wie ist das möglich?«

Bill hob die Schultern. »Ich bin nicht allwissend. Ich möchte allerdings jemand anrufen.«

»Ihren Anwalt?«

»So weit wird es wohl nicht kommen«, erwiderte der Reporter scharf.

»Nein, einen Freund. Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard. In seinem Auftrag war ich übrigens unterwegs.«

»Wir müssen sowieso noch Ihre Personalien notieren. Sind Sie ein Kollege?«

»Nicht ganz«, wich Bill aus.

Die beiden haken nach. Sie erfuhren Bills Beruf und verzogen die Gesichter. »Reporter, ausgerechnet.«

»Ja, so kann es gehen.«

Er bekam sein Telefon und rief in London an. John Sinclair erreichte er nicht. Bill stieg direkt eine Stufe höher und versuchte beim zweiten Anruf eine Verbindung zu Sir James Powell zu

bekommen. Die klappte. Conolly erklärte mit wenigen Sätzen, was vorgefallen war. Sir James hörte ruhig zu und beorderte Bill sofort zurück. Auch die Leiche sollte zu Scotland Yard geschafft werden. Das aber sagte der Superintendent den ermittelnden Beamten.

Bill lehnte an der Wand und wartete. »Alles klar?« fragte er, als die Männer das Gespräch beendet hatten.

»Nein«, erwiderte einer von ihnen. »Ich frage mich noch immer, wer Sie wirklich sind, Mister.«

»Das kann ich Ihnen genau sagen.« Bill ging einen Schritt vor. »Ich bin ein Mann, der ein Taxi sucht, das ihn zurück nach London bringt. Ist jetzt alles klar, meine Herren...?«

Sie hatten den Teppich mit der Leiche über die Felskante geschleudert und beobachteten, wie in der Luft die Leiche aus dem Teppich rutschte und sich mehrmals überschlug. Wo sie aufschlug, konnten Fernando und seine Tochter Caroline nicht erkennen.

Dann fuhren sie zurück. Schweigend, denn jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

In der Halle brannte noch das Kaminfeuer. Caroline legte einige Scheite nach. Die Flammen umschlangen gierig die Holzstücke. Fernando Crion saß in seinem Stammsessel. Er hatte die Hände flach gegeneinander gelegt und machte einen nachdenklichen Eindruck. Die hohe Stirn lag breit über den Spitzen der Hände, und sie zeigte ein tiefes Muster aus Falten.

Caroline blieb vor dem Kamin stehen. Die Wärme des Feuers traf ihren Rücken, und die Schatten der Flammen rahmten ihre Gestalt ein. »Du bist sehr nachdenklich, Vater.«

»Ich weiß.«

»Muss es so sein?«

»Ja.«

Sie lächelte ihn an. »Willst du nicht kämpfen?«

Er ließ die Hände sinken. »Kämpfen«, wiederholte er. »Kämpfen ist gut. Aber es geht nicht. Weißt du, Caroline, ich komme mir vor wie der Zauberlehrling, über den der große Goethe geschrieben hat. Auch ich werde die Geister, die ich rief, nicht mehr los. Ich habe mir einfach zuviel vorgenommen und dabei nicht bedacht, dass ein Mensch nicht so stark sein kann, um diese Geister wieder loszuwerden, die er gerufen hat. Ich werde sie niemals beherrschen, verstehst du?«

»Aber du bist kein Lehrling mehr, Vater.«

»In diesem Falle ja. Man kann als Mensch kein Meister oder Magister werden, denn man lernt nie aus. Vollkommen ist nur einer, der Mensch dagegen ist ein Winzling.«

»Das ist deine Überzeugung?«

»Ja.«

»Weshalb hast du dann diese Forschungen betrieben und dich mit Nostradamus und dessen Horror-Horoskop, wie du es nennst, beschäftigt. Weshalb?«

»Die Antwort ist einfach. Weil ich wissen wollte, weshalb seine Voraussagen nicht eingetroffen sind. Mehr war es nicht.«

Caroline strich ihre Haare zurück. »Und das ging so tief?«

»Sicher. Ich rüttelte an den Grenzen einer Magie oder denen eines Reiches, das den Menschen verschlossen bleiben soll. Den Weg hat mir mein Kollege und Freund Chandler gezeigt, und er warnte mich gleichzeitig. Nun, ich habe diese Warnungen zwar gehört, aber ignoriert. Ich fühlte mich erhaben und begann mit meinen Grabungen.«

»Hast du auch gefunden, wonach du suchtest?«

»Leider!«

»Das sagst du so?«

»Im nachhinein ja. Du bist die einzige bisher, die davon erfuhr. Ich wusste, wo Nostradamus gelebt hat. Ich bin die Stationen seines

Lebens durchgegangen. Bevor dieser Mann an den Hof der Katharina von Medici ging, hat er etwas Unwahrscheinliches geleistet. Er stellte ein Horoskop-Bild zusammen, das es noch geben muss. In zahlreichen Schriften fand ich Hinweise darauf und entdeckte es, nachdem meine drei Mitarbeiter und ich über ein Jahr lang intensiv danach gesucht hatten. Leider missachtete ich die Warnung. Dieses Horoskop durfte keinem Menschen in die Hände fallen. Wir setzten uns darüber hinweg und müssen nun die Zeche bezahlen. Es tut mir leid für dich, Caroline, dass du gerade an einem solchen Tag wie heute zu deinem alten Vater zurückgekehrt bist.«

Die junge Frau hob die Schultern. »Ich sehe das anders, Vater. Vielleicht bin ich gerade deshalb gekommen. Chandler hatte mich ja zum Teil eingeweiht.«

»Dennoch würde ich dir raten, mich wieder zu verlassen.«

»Und dich allein lassen, Vater?« Caroline begann zu lachen. »Nein, das werde ich nicht. Wenn ich eines gelernt habe, dann ist es folgendes. Man soll den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gehen, sondern sich ihnen stellen. Das habe ich in meinem Leben bisher immer so gehalten, und davon werde ich auch nicht abgehen.«

»Du kannst diese hier nicht mit deinem bisherigen Leben vergleichen, Caroline.«

»Ich will aber eine neue Herausforderung. Ich sehe nicht ein, dass wir, die modern denkenden Menschen, vor Dingen kuschen sollen, die lange zurückliegen.«

»Sei nicht so arrogant. Schon oft genug wurden die Erkenntnisse des Mittelalters unterschätzt. Nostradamus wusste genau, was er tat. Er war ein Suchender und wurde zu einem Wissenden.«

»Der du auch gerne sein willst.«

»Ja, Tochter. Ich gehöre ebenfalls zu dieser Sorte Mensch, wie auch Chandler in Österreich, und wir beide haben in gewisser Hinsicht auch Fortschritte gemacht.«

»Aus dem gleichen Holz bin ich ebenfalls geschnitzt.« Die Frau nahm in einem zweiten Sessel Platz und schlug die Beine übereinander. »Was ich gern von dir wissen möchte, Vater, ist folgendes. Du hast dich mit Nostradamus beschäftigt. Was war er eigentlich für ein Mensch?«

»Willst du das erfahren?«

»Ja.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Es würde viel zu lange dauern, dir alles zu erklären. Auch liegt vieles noch im dunklen. Es gibt verschiedene Bücher über diesen Mann, ein jeder schreibt anders. Da wird viel interpretiert, aber einige Tatsachen sind bekannt.«

»Die möchte ich wissen!«

»Gut, wie du willst. Nostradamus ist nicht der richtige Name des Mannes. Er wurde 1503 als Michel de Notre-Dame geboren, war Jude und ist zum Katholizismus übergetreten. Er war Mediziner, hat große Erfolge im Kampf gegen die Pest errungen, sagt man wenigstens. Aber auch die Zauberei beherrschte er, und er beschäftigte sich ebenfalls mit der Zukunftsdeutung. Er sagte viele Katastrophen voraus und hielt dies alles in einem Buch mit dem Titel ›Les Centuries‹ fest. Als dieses Werk erschien, war Katharina von Medici so begeistert von ihm, dass sie ihn an ihren Hof rief. Das Buch ist in zahlreichen Auflagen erschienen und hat in der Zeit sehr viele Deutungen erfahren. Angeblich sollen seine Voraussagen bis ins Jahr 3797 reichen.«

»Und wann starb der Mann?« fragte Caroline.

»Das war 1566.«

Sie lächelte. »Wie stehst du denn seinen Prophezeiungen gegenüber, Vater?«

»Positiv und trotzdem skeptisch.«

»Das heißt, du glaubst daran?«

»Jetzt ja.«

»Wieso erst jetzt?«

Er lächelte. »Du bist es gewohnt, nachzufragen. Ich will dir eine Antwort geben. Durch das Auffinden des Horoskops habe ich meine Meinung geändert.«

»Und weshalb? Ist dieses Horoskop etwas Besonderes?« fragte die junge Frau.

»Ja.«

»Wieso?«

»Es ist kein Horoskop im eigentlichen Sinne, wie man es auch schon damals kannte. Nicht auf Papier gezeichnet, sondern auf ein bestimmtes Glas, das durchsichtig ist und trotzdem spiegelt.«

»Weshalb tat er das?«

»Die genaue Antwort kenne ich nicht«, erwiderte der Mann. »Ich kann nur Vermutungen darüber anstellen.«

»Dann bitte.«

»Meiner Ansicht nach hat dieses Glas eine bestimmte Bedeutung gehabt. Es muss ein Transportmittel gewesen sein, um Nostradamus in Welten Einblicke zu geben, die uns bisher verschlossen geblieben sind.«

»Meinst du damit andere Dimensionen?« Die Frage klang ein wenig spöttisch, als wollte Caroline nicht so recht daran glauben.

»Das meine ich. Du kennst dich aus.«

»Ich lese hin und wieder, aber ich glaube nicht daran.«

»Dazu will ich dich auch nicht zwingen, aber glaube mir. Es steckt mehr dahinter, als es im ersten Augenblick den Anschein hat. Mir ist es gelungen, einen Blick in das Horoskop hineinzuworfen, und was ich gesehen habe...« Er winkte ab. »Lassen wir das.«

»Auf jeden Fall zu viel.«

»So ist es.«

»Und deine Mitarbeiter?«

»Wissen auch zum Teil davon.«

»Aber jetzt werden sie gejagt.«

Fernando Crion nickte schwer. »Leider. Da erfüllt sich ein Fluch. Das Horoskop durfte nicht in fremde Hände gelangen. Es sollte verschollen bleiben. Ich habe es nun, und ich lebe mit dem Wissen, dass meine Stunden gezählt sind. Die zwölf Grausamen werden es nicht zulassen, dass wir Menschen mehr erfahren...«

»Wer sind sie?«

Crion schüttelte den Kopf. »Ich behalte es für mich. Es ist besser so. Ich will nicht auch noch dich ins Unglück stürzen.«

Caroline hatte eine Erwiderung auf der Zunge, die sie zunächst verschluckte, da sich das Telefon meldete. Vater hob ab und meldete sich mit einem knappen »Ja.«

Dann hörte er zu. Über fünf Minuten lang, in denen er kaum ein Wort erwiderte. Erst als er auflegte und sich seiner gespannt wartenden Tochter zuwandte, sah diese, dass die Haut ihres Vaters schweißnass war.

»Was ist geschehen?« fragte sie ächzend.

Fernando Crion war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Er starrte ins Leere und musste noch einmal angesprochen werden, bevor endlich die Worte stockend über seine Lippen drangen. »Sie sind tot!« hauchte er. »Alle drei sind tot...«

Caroline saß wie erstarrt. Ihre Hände umklammerten die Sessellehnen. Beim Anblick ihres Vaters, den das Entsetzen schüttelte, verschlug es ihr beinahe die Sprache. Nur zwei Worte hauchte sie. »Mein Gott...«

Wir saßen zusammen!

Und wir waren mit dem Leben davongekommen, aber der Schock saß bei uns dreien tief, denn auch ich wusste nicht genau, was überhaupt gespielt wurde.

Eines stand fest. Wir waren durch Professor Chandlers Tips auf

einen Fall hingewiesen worden, dessen Ursprünge tief in der Vergangenheit begraben lagen, in dem die schillernde Figur des Nostradamus eine Hauptrolle spielen musste und auch die grauen Gestalten mit den mörderischen Flammenschwertern. Der Begriff der zwölf Grausamen oder der Grausamen Zwölf war gefallen.

Bisher konnte sich niemand von uns darunter etwas vorstellen, deshalb wollten wir unbedingt die Wahrheit erfahren.

Noch einmal telefonierte ich mit Professor Chandler und berichtete ihm vom Tod der drei Menschen. Dass es vier gewesen waren, erfuhr ich von ihm, denn auch im Hause Fernando Crions hatte das Grauen zugeschlagen. Weshalb, das konnte oder wollte Chandler mir nicht sagen. Er gab nur eine Andeutung.

»Die Zahl ZWÖLF ist wichtig. Denk daran, John Sinclair, dass es zwölf Tierkreiszeichen gibt, auch zwölf Apostel und zwölf Erzengel...«

Mit diesem Wissen hatte er mich mehr irritiert als informiert, und so hockten wir in Sukos Wohnung und berieten.

»Wir können das Geheimnis nicht hier in London lösen«, erklärte Bill Conolly.

»Sondern?« fragte ich.

»Bei dem Mann, der mehr weiß.«

»Fernando Crion also«, stellte Suko fest. Niemand von uns widersprach. Suko ergriff das Wort. »Chandler hat dich bei Crion praktisch avisiert. Wir sollten zu ihm fahren.«

»Aber nicht ohne Anmeldung«, widersprach ich und nahm abermals den Hörer ab. Die Nummer hatte ich mir aufgeschrieben. Nach Frankreich konnte man direkt wählen. Ich hatte Glück, der Mann war zu Hause. Wir redeten ziemlich lange miteinander. Die meiste Zeit über sprach ich, Crion hielt sich zurück, stimmte aber letztendlich einem Besuch zu, den wir für den morgigen Tag vereinbarten.

Er wohnte an der Nordwestküste. Es gab in der Nähe keinen

Flughafen, wo Jets hätten landen können. Mit dem Wagen wollten wir auch nicht fahren, und so schlug Bill vor, eine Maschine zu chartern, die uns über den Kanal brachte, denn kleine Flughäfen gab es in der Nähe. Bill wollte die Sache übernehmen und auch selbst fliegen, da er einen Pilotenschein besaß.

»Wann hast du den denn gemacht?« fragte ich.

»Zwischendurch. Hat zwar eine Weile gedauert, aber jetzt habe ich ihn und muss regelmäßig Flugstunden nachweisen, sonst verliere ich ihn wieder«.

»Runter sind sie ja immer gekommen«, meinte Suko.

Ich stimmte ihm zu und fügte noch eine Bemerkung hinzu. »Fragt sich nur wie!«

»Hör auf«, sagte der Reporter.

Jedenfalls war es eine beschlossene Sache, für die wir nur noch den Segen unseres Chefs brauchten. Und den holten wir uns noch in dieser Nacht. Anschließend fuhr Bill nach Hause, während Suko und ich noch zusammensaßen.

»Nostradamus«, flüsterte mein Freund. »Hast du nicht mal geglaubt, dass er der Seher ist?«

»Hör auf.«

»War nur eine Bemerkung. Zudem fällt mir da noch etwas ein.«

»Sag schon.«

»Tanith.«

Ich schluckte. An sie hatte ich nicht mehr gedacht. Aber ich erinnerte mich, ihr Bild in diesem seltsamen Kreis gesehen zu haben. Wir wussten, dass Tanith, als sie noch unter den Lebenden weilte, Kontakt mit Nostradamus' Geist pflegte. Es war ihr immer wieder gelungen, sich in Trance zu versetzen und ihren eigenen Geist auf die Reise zu schicken, damit er in das Zwischenreich eindringen konnte, in dem Nostradamus' Seele lebte.

Tanith war ermordet worden, aber, das wusste ich auch, sie lebte in

einem Zwischenreich weiter und hatte noch nicht die höchste Stufe der Vollendung erreicht.

Durch den Kelch des Feuers und die Kugel konnte ich Kontakt zu ihr aufnehmen oder hatte es wenigstens gekonnt. Deshalb entschloss ich mich, einige besondere Dinge mit auf die Reise zunehmen...

Über dem Kanal wurde es kritisch. Plötzlich wirbelten Böen heran, und die wollten mit der Maschine spielen. Bill musste sein gesamtes fliegerisches Können aufbieten, um diesen Wirbeln zu entgehen und die Cessna einigermaßen ruhig über die graue Fläche zu bringen. Schon bald sahen wir die französische Küste unter liegen. Scharf konturiert und regenklar, obwohl der Himmel seine Schleusen noch nicht geöffnet hatte.

Über uns segelten dicke Wolkenberge. Graue Gebilde, die der Wind lässig vor sich hertrieb. Hin und wieder lugte die strahlende Bläue des Firmaments hindurch, doch wir schauten nach unten, wo sich die wildromantische Landschaft des Nordwestens hinzog. Die Straßen kamen uns vor wie kleine, graue Bänder, die Häuser sahen aus wie Spielzeugbauten, und die wuchtigen Wellen der Brandung erinnerten an Bärte, die an den unteren Enden der steilen Kreidefelsen klebten.

Bill Conolly hatte bereits Kontakt mit einem kleinen Provinzflughafen aufgenommen. Wir waren avisiert worden und erhielten auch die Landeerlaubnis. Der Flughafen lag in einer breiten Senke. Beim Landeanflug hatten wir mit starken Winden zu kämpfen. »Jetzt zeig mal deine Kunst«, rief Suko.

»Keine Sorge, ich hab als Bruchpilot einen international bekannten Namen.«

»Wie beruhigend.«

Die drei Landebahnen liefen als lange Streifen durch Grünflächen. Drei abgestellte Maschinen zählte ich. Sie standen vor einem

Hangar. Der kleine Kontrollturm lugte vorwitzig in die Höhe. Auf seinem Dach blitzten die Antennen wie Spiegelstücke.

Die Landung! Holprig, und wir wurden durchgeschaukelt, als würden wir in einem Boot sitzen. Beide beschwerten wir uns lautstark bei dem Piloten, der seinen Flugschein unserer Ansicht nach von einem Versandhaus bekommen hatte, aber darum störte sich Bill nicht. Er setzte die Maschine etwas unsicher auf, hatte es dann gepackt und ließ sie ausrollen. Blass kletterten wir hervor.

»Na, bin ich nicht gut?« fragte Bill.

»Eigenlob stinkt«, erwiderte ich.

»Du nimmst mir auch jede Freude.«

»Wie sie da!« sagte Suko und wies auf zwei Uniformierte, die zur »Begrüßung« erschienen waren.

Um in einem fremden Land, auch wenn es zur EG gehört, agieren zu können, braucht man Bescheinigungen. Und eine solche hatte ich von der französischen Botschaft ausgestellt bekommen. Ich zeigte sie vor, die Polizisten lasen den Text und waren erleichtert.

»Ihr Leihwagen steht bereit.«

»Merci, Messieurs.«

»Keine Ursache.«

Durchsucht wurden wir in der kleinen Halle nicht, in der es nach Kaffee roch. Wir zeigten unsere Pässe vor, bekamen die Stempel und konnten endlich starten.

Einen Citroen hatte man uns geschickt. Er war geräumig, und Bill wollte fahren. Das war mir auch lieb, ich mochte diese für meinen Geschmack zu weich gefederten Wagen nicht. Aber Bill flog nicht nur gern, er setzte sich auch mit Vergnügen hinter ein Lenkrad, und so ließen wir ihm den Spaß.

Eine Karte lag im Handschuhfach. Es dauerte eine Weile, bis ich den kleinen Ort gefunden hatte, der ungefähr vier Kilometer von Crions Wohnsitz, einem Landhaus, entfernt lag.

»Wir müssen in Richtung Küste.« Das waren vielleicht zwanzig Kilometer Landstraße, die auch ihre Zeit in Anspruch nahmen. Längst hatten wir Nachmittag. Ich hoffte stark, dass sich Fernando Crion kooperativ zeigte und kein Eigenbrötler war, der nur darauf bestand, den eigenen Willen durchzusetzen.

Die Landschaft besaß ihren eigenen Reiz. Grüne Hügel und Senken, dazwischen hohe, graue Steine, die manchmal wie ein Bollwerk wirkten. Über allem wehte der Wind, und die kleinen Orte, die wir passierten, hatten sich der Landschaft angepasst, denn die Häuser waren zum Großteil aus grauen Bruchsteinen errichtet worden und hatten dunkelrote, manchmal violett schimmernde Dächer.

Die Menschen hier waren ebenfalls eigen. Sie erinnerten mich an die Bewohner von Cornwall oder Wales. Auch sie gingen stets ihren eigenen Weg. Viele Obstplantagen passierten wir, in denen vor allen Dingen Äpfel geerntet wurden. Da musste jeder aus der Familie mithelfen und in den großen Garten gehen.

Durch das Gebläse wurde der Geruch reifer Äpfel in unseren Wagen getragen. Bill leckte sich die Lippen.

»Bist du scharf auf Äpfel?« fragte ich.

»Nicht direkt. Ich nehme das Obst lieber in flüssiger Form zu mir. Calvados, verstehst du?«

»Und wie, aber...«

»Ja, ich weiß schon. Dienst ist Dienst.«

»Und Führerschein ist Führerschein«, ergänzte ich. Je mehr wir uns der Küste näherten, um so leerer wurde die Landschaft. Felder mit Strandhafer erschienen in unserem Blickfeld. Sie wurden vom Wind gekämmt.

Unser Weg schwenkte links ab. Er lief dabei in eine sehr weite Kurve. Wir überholten einen Trecker und schauten Pferden zu, die auf einer Koppel grasten.

Ein Bilderbuchland. Herrlich, ohne sichtbare Umweltschäden. Ich

hoffte, dass so etwas noch lange erhalten blieb.

In bestimmten Abständen grenzten graue, viereckige Steine die Fahrbahn ab. Einen weißen Mittelstreifen gab es nicht, dafür stand neben einem Stein ein altes Holzschild, das sich zitternd im Wind bewegte. Suko identifizierte die verblichene Schrift. Halblaut las er den Namen vor. »Maison de la Crion...«

Bill ging sofort mit dem Tempo herunter. Das war auch gut so, sonst wäre er wahrscheinlich an dem schmalen, rechts abzweigenden Weg vorbeigefahren.

Das musste der Pfad sein. Ein Schotterweg mit tiefen Kuhlen, in denen noch das Wasser des letzten Regengusses schimmerte. Der weich gefederte Citroen schluckte die Unebenheiten so gut, dass wir sie kaum spürten. So rollten wir weiter hinein in eine Landschaft, die allmählich kahl wurde. Immer öfter schaute der nackte graue Fels durch die grünen Matten.

Noch sahen wir das Haus nicht, aber hinter der nächsten Kurve tauchte es auf. Keine Burg, kein Schloss, aber ein fest gebautes Gemäuer, das trutzig auf der Höhe stand und sich wahrscheinlich schon seit mehr als 100 Jahren den Unbilden des Wetters entgegenstemmte. In Kehren führte der Weg zum Haus hoch. Kleine Steine schlugen unter die Karosserie, über die Unebenheiten hüpfen wir förmlich hinweg und mussten vom Haus aus längst zu sehen sein. Doch niemand ließ sich blicken. Auch dann nicht, als der Leihwagen ausrollte und die letzten kleinen Steine unter den vier breiten Reifen zerknirschten. Wir stiegen aus. Drei Türen schwappten ins Schloss. Unsere Blicke glitten an der Fassade hoch. Wind und Wetter hatten sie gegerbt, ihre Spuren dort hinterlassen und sie abgeschleift. Zähe Rankengewächse krallten sich an der Wand fest. Saurer Wein und Efeu wollten es dem Wind und der Sonne beweisen, in dem sie nicht aufgaben. Die alte Eingangstür hinter der vierstufigen Treppe bestand aus Eiche. Die würde selbst Suko mit seinen Karatefäusten

nicht zerschlagen können. Der Klopfer war abmontiert worden, statt dessen befand sich neben der Tür eine Klingel. Bill drückte auf den Knopf, der wie ein weißer Punkt im Mauerwerk leuchtete.

Wir hörten keine Klingel und waren fast überrascht, als jemand die Tür heftig aufzog. Noch überraschter sahen wir aus, als wir die Person zu Gesicht bekamen, die im Eingang stand und uns fragend anschaute. Es war eine Frau mit einem aparten Gesicht, das von einer braunen Mähne umflossen wurde. Sie trug braune Lederjeans mit Fransen, einen im Muster modernen blauschwarz gestreiften Pullover und ein Lächeln zur Schau, das mir irgendwie geschäftsmäßig vorkam und alles bedeuten konnte.

»Sie wünschen?«

Ich hatte mit Fernando Crion gesprochen und stellte mich deshalb vor.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich telefonierte mit Monsieur Crion...«

»Ja, mein Vater sprach davon. Kommen Sie.« Die Frau schnippte mit den Fingern. »Aber er hat nichts davon gesagt, dass Sie zu dritt sind. Sie gehören doch zusammen - oder?«

»Meine Kollegen. Mr. Bill Conolly und Mr. Suko.«

»Ein seltsamer Name.« Die Frau ließ ihre Blicke über die Gestalt des Inspektors wandern.

Suko hob die Schultern. »Sorry, aber wir Chinesen heißen nun nicht mal Miller oder Smith.«

»Klar. Bitte, kommen Sie.«

Die Frau hielt uns die Tür offen, und wir schritten an ihr vorbei in eine hallenartige Diele, die gleichzeitig von einem großen Kamin beherrscht wurde, in dem ein Feuer brannte und dem durch die Fliesen zum Teil kahl wirkenden Boden einen warmen Touch gab.

»Mein Vater ist im Augenblick noch oben. Er wird gleich kommen.« Sie sprach im Gehen und deutete auf eine Sesselgruppe.

»Wenn Sie dort Platz nehmen würden.«

»Danke.«

Wir ließen uns auf den Ledersesseln nieder. Ein leichter Rauchgeruch durchzog die Halle, er hatte sich mit den Gerüchen des alten Leders vermischt.

Der Tisch zwischen uns war rund. Nicht weit entfernt stand eine fahrbare Bar. Weiß, aus Kunststoff, wie von der Hand eines italienischen Designers geformt. Sie passte zwar beim ersten Hinsehen nicht in die Halle, mir gefiel sie trotzdem.

»Was darf ich den Herren zu trinken anbieten?« erkundigte sich die Tochter des Hausherrn.

»Dass Caroline so etwas noch fragt«, ertönte eine Stimme von der Treppe her. »Ich würde Calvados vorschlagen.«

»Ja!« sagte Bill. »Apfel in seiner besten Form.«

»Richtig, Monsieur. Ich merke, Sie sind vom Fach.«

Das Lachen des Hausherrn begleitete dessen weiteren Weg. Fernando Crion war ein hochgewachsener, kräftiger Mensch, an dessen Kinn ein eisgrauer Bart »klebte«. Auch er trug bequeme Hauskleidung. Die Jacke war weit geschnitten, die Hose aus Cord ebenfalls. Wir reichten uns die Hände. Unsicherheit las ich in seinen Pupillen, anscheinend wusste er nicht, wie er uns einstufen sollte. Auch er zeigte sich ein wenig verwundert über unseren Auftritt zu dritt, was ich sehr schnell erklärte und er auch akzeptierte.

Caroline servierte den Calvados. Die Gläser standen auf einem Tablett. Wir nahmen jeder einen Schwenker, auch Suko, ließen die Flüssigkeit einige Male kreisen und genossen das aufsteigende Aroma. Der Apfelbranntwein war vorzüglich. Weich, mild, dennoch voller Fülle. Man schmeckte das Holz der Fässer heraus, in dem das Getränk so lange Zeit gereift war.

Wir waren natürlich nicht gekommen, um nur ein Plauderstündchen abzuhalten. Ziemlich schnell kam ich zur Sache und schaute

Fernando Crion dabei an, der in einem Schaukelsessel saß und seine Hand auf die Schulter der Tochter gelegt hatte, die auf einem neben dem Sessel stehenden weichen Ledersitzkissen ihren Platz gefunden hatte. Ich erklärte ihm zunächst, wer wir waren und mit welchen Aufgaben wir uns beschäftigten.

Vater und Tochter hörten gespannt zu. Während der Mann hin und wieder nickte, bekam Carolines Blick einen etwas spöttischen Ausdruck, als würde sie unseren Job nicht sehr ernst nehmen.

»Natürlich hat mich mein Freund schon über Sie eingeweiht«, sagte der weißhaarige Mann. »Ich wollte mir nur persönlich ein Bild von Ihnen machen, bevor ich Sie ins Vertrauen ziehe.«

»Das verstehe ich«, sagte Bill.

»Und Sie glauben alles, was ich Ihnen berichte?«

»Sofern es mit unserem konkreten Fall zusammenhängt, sicher«, sagte ich. »Wir haben die Menschen sterben sehen.«

Ich berichtete noch einmal, wie die drei Mitarbeiter des Mannes ums Leben gekommen waren. »Und wir konnten nicht mehr helfen, weil diese Schattengestalt mit dem Schwert einfach zu schnell war.«

»Ja, das verstehe ich«, erwiderte der Professor. »Auch ich habe hier gesessen und nach oben gelauscht, als der gute Alain Rio in Todesangst schrie. Ich saß hier und zitterte, aber ich fand einfach nicht den Mut, hinaufzugehen und ihm zu helfen.«

»Wo ist der Tote jetzt?« fragte Suko.

Crion bekam einen roten Kopf. Er warf der Tochter einen fragenden Blick zu, und sie übernahm die Erklärung. »Wir haben den Toten zwischen die Klippen geworfen.«

»Weshalb?« fragte ich.

»Wir wollten ihn loswerden.«

Das war zwar aus ihrer Sicht verständlich, aber nicht unbedingt akzeptabel. Da wir es nicht mehr ändern konnten, mussten wir uns auf andere Dinge beschränken.

Wir erfuhren aus dem Gespräch, dass der Tote vom Schatten eines Schwertes berührt worden war. Und erst jetzt erinnerten wir uns wieder daran, dieses Phänomen auch bei den Männern in London gesehen zu haben.

»Gibt es eine Erklärung?« fragte Bill.

»Die existiert sicherlich. Nur habe ich sie im Moment nicht zur Hand. Tut mir leid.«

»Und was halten Sie von den Grausamen Zwölf?« wollte ich wissen.

»Viel.«

Ich lächelte Crion an. »Entschuldigen Sie, aber das ist mir zuwenig.«

»Kann ich mir denken, doch ich möchte Ihnen nichts mehr erklären. Lassen wir die Theorie. Ich bin dafür, dass wir endlich zu einer Lösung kommen, und die führt über das, wonach ich so lange geforscht habe. Nach Nostradamus Urhoroskop und danach, wie es zustande gekommen ist.«

»Und das haben Sie?« fragte Suko.

»Wir fanden es, doch wir waren uns nicht über die Folgen im klaren, die dieser Fund mit sich bringen würde.« Crion stemmte sich aus seinem Sessel hoch. »Darf ich Sie bitten, mich zu begleiten?«

»Gern.«

Wir folgten ihm quer durch die Halle. Auch seine Tochter schloss sich uns an. Die Wärme des Feuers blieb zurück, es wurde kühler, als wir an der Treppe vorbei und auf eine Tür zugehen, die etwas versteckt in einer Nische lag.

»Ich habe mir meinen Arbeitsraum in einer Ecke des Hauses eingerichtet, nicht im Keller.«

Bill hob die Schultern. »Das wäre uns auch egal gewesen.«

»Die meisten Menschen fürchten sich vor alten Kellergewölben.«

»Bei uns gehört es zur Arbeit«, erwiderte Bill Conolly lässig. Die

Tür quietschte in den Angeln, als sie aufgezogen wurde. Wir schauten in einen Raum, der mehr einen gewölbartigen Charakter besaß. Da gab es Rundbögen, die die Decke abstützten, und alte Fresken und Gemälde schmückten die Wände.

»Dieser Bereich ist älter als der übrige«, erklärte uns Fernando Crion.

»Deshalb auch der Unterschied zu den übrigen Räumen.« Er war stehen geblieben und schaltete das Licht ein.

Unter einem Arbeitsraum habe ich mir bisher immer etwas anderes vorgestellt. Was ich hier zu sehen bekam, glich eher einem halbleeren Gewölbe, in dem eine große Bücherwand stand, ein alter Schreibtisch mit einem hochlehnigen Stuhl als Sitzgelegenheit und dem Schreibtisch gegenüber - ein kistenähnliches, viereckiges Etwas, das aber mit einem Tuch verdeckt worden war.

Den Schreibtisch beachtete Fernando Crion nicht. Sein Weg führte zielstrebig auf den verdeckten Gegenstand zu, und dort stoppte er auch. Wir blieben ihm gegenüber in einer Reihe stehen und wurden von Vater und Tochter angeschaut.

Bevor einer von uns eine Frage stellen konnte, begann Crion mit seiner Erklärung. »Was ich Ihnen jetzt zeigen werde, hat außer mir und meinen Mitarbeitern seit der Ausgrabung noch niemand zu Gesicht bekommen. Es ist praktisch ein Gegenstand, den man eigentlich nicht finden darf, weil er die Geheimnisse eines längst vergangenen Zeitalters enthält und zudem die eines Mannes, der sich mit den Rätseln der damaligen Welt sehr intensiv beschäftigt hat. Ich bin mir sogar sicher, dass dieser Gegenstand die Basis für seine Behauptungen war, die Nostradamus in dem Buch Centuries niederlegte.«

»Was ist es denn?« fragte Bill.

»Ein Bild-Horoskop.«

»Hm.« Der Reporter schüttelte den Kopf, schaute Suko und mich

an, bekam von uns auch keine Erklärung.

»Ich möchte Sie noch darauf hinweisen, dass Sie gleich, sobald ich das Tuch entfernt habe, eine Glasfläche zu sehen bekommen, die manchmal wie ein Spiegel wirkt, aber trotzdem keiner ist.« Als er von uns keinerlei Einwände vernahm, fasste er das Tuch an zwei verschiedenen Zipfeln an und zog es mit einem plötzlichen Ruck zur Seite. Der Stoff war sehr leicht. Durch den Zug flatterte er in die Höhe und beulte sich noch aus, aber unser Blick konnte frei auf die Glasplatte fallen.

Wir staunten, und wir hörten die Stimme Fernando Crions. »Voilà, das Horror-Horoskop des Nostradamus...«

Es war beeindruckend. Wir sahen keinen direkten Spiegel vor uns, sondern eine runde Platte, die aus Rauchglas zu bestehen schien und in das Tischrechteck eingelassen war. Die Dicke der Platte war schlecht abzuschätzen. Sie wirkte sehr tief, denn mein Blick verlor sich in dem Glas.

Ich hatte sie noch nicht berührt, dennoch war ich der Ansicht, dass von ihr etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes, nicht Fassbares ausging. Sie besaß ein Flair, für das ich keine Erklärung hatte, und meinen Freunden erging es ebenso, das sah ich an ihren Gesichtern. Selbst Caroline Crion, die sich so selbstsicher und überlegen gegeben hatte, spürte etwas von dieser ungewöhnlichen Kraft und war einen halben Schritt zurückgewichen, wobei sie ihre Hände gegen den rechten Arm des Vaters gestemmt hielt.

Die Platte war bemalt oder durch Eingravierungen geschmückt worden. So genau ließ sich das beim Hinsehen nicht feststellen. Als große Unterteilung konnte man einen äußeren und einen inneren Kreis ansehen. Zwischen dem Rand der Platte und dem des inneren Kreises befand sich ein so breiter Saum, dass darauf die Symbole der zwölf Tierkreiszeichen ihren Platz gefunden hatten.

Jedes Symbol leuchtete in einem hellen Weiß. Erst bei sehr

genauem Hinsehen erkannten wir, dass die Symbole von gleichgroßen Kästchen oder Grenzen eingerahmt wurden. Deren senkrechte Linien überschritten den Kreis und liefen aus zwölf verschiedenen Richtungen auf die Mitte des Kreises zu, wo sie sich trafen und dort ebenfalls einen winzigen, kaum erkennbaren Kreis bildeten.

Mehr sahen wir nicht.

Ich schaute wieder Fernando Crion, an. Dessen Gesicht war schweißbedeckt. Verständlich. Er dachte sicherlich an die vier Morde und dass er als einziger aus diesem Kreis noch übriggeblieben war.

»Was sagen Sie, Monsieur Sinclair?«

»Es ist beeindruckend.«

»Mehr nicht?«

Bill lachte leise. »Was sollen wir noch hinzufügen, Monsieur Crion. Es ist ein plastisches Horoskop.«

»Ja!« rief Crion. »Aber gleichzeitig ist es das Horoskop.«

»Leider nicht das erste«, meinte Suko.

»Nein, das auch von den alten Ägyptern in Angriff genommen wurde.«

Crion strich über sein Haar. »Wenn ich mir vorstelle, dass Nostradamus aus diesen Zeichen hier seine Voraussagen herausgelesen hat, ist das schon etwas Unwahrscheinliches.«

»Da sind Sie sich sicher?« fragte ich.

»Natürlich.«

Mit Horoskopen ist das so eine Sache. In jeder Zeitung sieht man sie. Wer die liest und daran glaubt, ist meiner Ansicht nach selbst schuld. Ich kenne aber auch Menschen, die haben Horoskope erstellt bekommen und konnten etwas damit anfangen. Da stimmte einfach alles. Deshalb befand ich mich in einem innerlichen Zwiespalt. Auch Nostradamus musste seinen Weissagungen aus dem Verlauf der

Gestirne herausgelesen haben.

Er war Arzt gewesen, ein Naturwissenschaftler und Naturheilkundiger, er kannte tatsächlich eine Menge und sollte sich auch mit der Herstellung von Gold beschäftigt haben, was wiederum auf einen Alchimisten hinvies.

Das alles gehörte meiner Ansicht nach nicht zum eigentlichen Thema. Mich beschäftigten andere Fragen, und die stellte ich auch. »Was kann denn dieses Horoskop mit dem Mord an Ihren vier Mitarbeitern zu tun haben?« fragte ich.

»Alles.«

»Nein, das kann ich nicht glauben.« Ich schaute Crion fest an. »Wenn es so gewesen wäre, hätte Nostradamus auf der anderen Seite stehen müssen. Das heißt, er wäre mit dem Teufel oder den finsternen Mächten einen Pakt eingegangen.«

»Wer sagt Ihnen, Monsieur Sinclair, dass dies nicht geschehen ist?«

»Kennen Sie ihn nicht...?«

Crion winkte ab. »War ich in seiner Zeit dabei, Monsieur Sinclair? Nein, ich bin nur ein Forscher, ein Mensch, der jetzt versucht, zu rekonstruieren und seine Schlüsse aus allem zu ziehen. Details kenne ich leider nicht. Ich wäre allerdings froh, einige von Ihnen erfahren zu dürfen, aber das wird nicht möglich sein.«

»Und wer sind die Grausamen Zwölf?« fragte Bill.

»Das kann ich Ihnen sagen. Ich möchte dazu etwas weiter ausholen. Die Zahl 12 bezeichne ich einmal als eine himmlische Zahl. Es gibt 12 Zeichen des Tierkreises, denen 12 Erzengel vorausgestellt wurden. Im 12. Jahr vollendet Jupiter seine Bahn. Der Mond durchläuft täglich 12 Grade. Gott erwählte 12 gliederige Familien Israels und setzte ihnen 12 Fürsten vor. 12 Gebote empfing Moses vom Herrn, 12 Kundschafter wurden durch das gelobte Land geschickt, und 12 Apostel hatte Christus. Aus 12 Steinen wurde Salomons Altar gebaut, und 12 Löwen zogen ihn durch das eiserne

Meer. Ich könnte diese Angaben noch ergänzen, denn in der jüdischen Lehre und im alten Testament finden wir die Zahl 12 häufiger. Das alles hat auch Nostradamus gewusst, er muss es einfach gewusst haben, sonst hätte er nicht dieses Horoskop erstellen können. Meines Erachtens ging er davon aus, dass er durch die Zahl 12 in die Welt hinter der unseren schauen konnte. In die metaphysische Existenzebene.«

»Ein guter Vortrag, Monsieur Crion«, gab ich zu. »Ich habe nur etwas zu bemängeln.«

»Bitte.«

»Was Sie uns aufgezählt haben, ist richtig, das setze ich voraus. Nur haben Sie selbst zu Beginn Ihres kleinen Vortrags behauptet, dass die Zahl 12 eine heilige Zahl sei. Und die Grausamen Zwölf sehe ich nicht als heilig oder gut an, sondern als das genaue Gegenteil davon. Wissen Sie, worauf ich hinaus will?«

»Sehr genau, Monsieur Sinclair. Das ist es auch, worüber ich mir Gedanken gemacht habe. Ich kann das Auftauchen dieser Wesen nicht begreifen, sie passen überhaupt nicht in den allgemeinen Rahmen hinein. Sie müssen etwas Furchtbares ausgelöst haben und irgendwoher gekommen sein. Eine Erklärung habe ich nicht.«

Ich ebenfalls nicht. Meine Freunde schauten mich auch stumm an. Suko sagte nichts, Bill gab einen Kommentar. »Ich komme mir vor, als hätte ich ein Goldstück in der Hand, aber nicht den Schlüssel, um die Schatulle zu öffnen, in der das Gold liegt.«

So genau war es. Wir brauchten den Schlüssel.

»Darf ich die Platte anfassen?« erkundigte ich mich.

Crion nickte. »Gern, ich habe nichts dagegen. Wir haben sie schließlich auch angefasst.«

Ich streckte meine Hand aus und spreizte die Finger. Die Rechte legte ich auf die Platte, spürte aber keine Reaktion. Es war völlig normal. Auch als ich über die Tierkreiszeichen fuhr, war kein

Widerstand zu merken.

»Nichts?« fragte Suko.

»So ist es.«

»Und jetzt?«

Das war eine unserer Standardfragen. Aufgeben wollte ich nicht, denn ich hatte mich auch daran erinnert, diesen Horoskop-Kreis schon einmal gesehen zu haben, aber mit Taniths Gesicht in der Mitte. Das wiederholte ich noch einmal.

»Dann muss es eine magische Verbindung geben!« erklärte Fernando Crion, der am schnellsten geschaltet hatte.

»So ist es.« Ich lächelte. »Wenn sie da ist, muss es uns auch gelingen, sie zu lösen.«

Crion breitete die Arme aus. »Womit?«

Er musste länger auf meine Antwort warten, aber er bekam sie. Zuvor hatte ich mich wieder an die erste Begegnung erinnert und daran, dass auch mein Kreuz eine so große Wirkung gezeigt hatte. Ich holte es hervor.

Die Augen des Franzosen wurden groß. Er ging einen Schritt zurück.

»Das ist unmöglich!« hauchte er. »Es sieht so aus wie...«

Da er nicht weitersprach, setzte ich nach. »Wie denn?«

»Wie das Kreuz des Heiligen Bernhard und seiner acht getreuen Ritter, die, sie...« Der Mann holte tief Luft. »Verdammt, das ist unmöglich. Man hat gesagt, es sei verschollen.«

»Was ist passiert? Reden Sie endlich«, forderte ich ihn zur Eile auf.

»Bon«, sagte er und nickte heftig. »Der Heilige Bernhard hat dieses Kreuz besessen. Er ist der Begründer des Templer-Ordens. Er und acht seiner Getreuen...«

Das war ein Hammer! Ich hatte plötzlich das Gefühl, im luftleeren Raum zu stehen. Der Boden war mir buchstäblich unter den Füßen

weggezogen worden, aber ich besaß trotzdem noch genügend Halt, obwohl ich mir vorkam, als würde ich stehend in einem großen See schwimmen.

Mein Kreuz hatte einmal dem Heiligen Bernhard gehört!

Unmöglich? Wirklich? Nein, so unmöglich war es nicht, denn ich wusste genau, dass mein Kreuz eine lange Reise durch die Jahrhunderte hinter sich hatte, dort von einem Besitzer zum anderen gelangt war, und weshalb sollte es nicht der Heilige Bernhard als Schutz besessen haben? Ich hatte es bis zum heutigen Tage nicht gewusst, Bill Conolly und Suko ebenfalls nicht.

»John, das ist die Spur!« rief der Reporter. »Du musst sie verfolgen.«

»Aber später«, sagte Suko, der sich wieder gefangen hatte und Bill mit einer knappen Handbewegung zum Schweigen brachte, weil er merkte, dass ich reden wollte.

»Monsieur Crion, ich zweifle nicht an ihren Worten. Für mich ist dieses Kreuz ungemein wichtig, da ich sein vorläufig letzter Träger bin. Als Sohn des Lichts. Das Kreuz ist von dem Propheten Hesekiel in babylonischer Gefangenschaft geschmiedet worden, hat seinen Weg durch die langen Jahrhunderte gefunden, zahlreiche Besitzer gehabt, deren Namen ich leider nicht kenne. Nun eröffnen Sie mir, dass es einmal dem Begründer des Templer-Ordens gehört haben soll. Woher, Monsieur, wissen Sie das? Woher nehmen Sie Ihre Informationen?«

»Ich habe es gelesen.« Crion holte ein Tuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Genauer!« forderte ich ihn auf.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Jedenfalls hier in Frankreich, aber nicht in einem Buch, das sich in meinem Besitz befindet. Mir ist das Kreuz nur aufgefallen, weil es so außergewöhnlich war und in seinem Ganzen auch zahlreiche Mythologien vereinigte. So etwas

habe ich nie wieder zu Gesicht bekommen, glauben Sie mir.«

Ich drängte weiter. »Bitte, Monsieur, überlegen Sie! Denken Sie nach. Es kann für uns alle von großer Bedeutung sein!«

Er schaute mich zweifelnd an. »Ich weiß es doch nicht.«

»Wenn Sie genauer...«

»Lassen Sie meinen Vater!« mischte sich Caroline Crion ein. »Sie sehen doch, dass er sich die größte Mühe gegeben hat. Wenn er nun nicht darauf kommt, ist das nicht seine Schuld.«

Ich nickte der Frau zu. »Natürlich, entschuldigen Sie vielmals. Es ist nur außergewöhnlich, dass jemand mein Kreuz kennt. Das bin und war ich nicht gewohnt.«

Caroline nahm die Stelle ihres Vaters ein und deutete auf die runde Platte. »Darf ich fragen, ob das hier alles bedeutungslos geworden ist?«

»Auf keinen Fall«, erwiderte ich. »Jetzt weiß ich endlich, was ich zu tun habe.«

»Ach ja?«

»Sie können sich Ihren Spott sparen, Mademoiselle. Wünschen Sie sich, dass mein Kreuz stärker ist als die Macht der Grausamen Zwölf, die unter Umständen in diesem Horoskop existent ist.«

»Das müssen Sie beweisen.«

»Ich werde es, keine Sorge.«

»John, was hast du vor?«

Bill fasste mich an die Schulter und drehte mich herum.
»Aktivierung.«

Der Reporter erschrak leicht. »Du willst die Kraft des Kreuzes gegen die des Horoskops setzen?«

»So ist es.«

»Und wenn du etwas zerstörst?«

Ich hob die Schultern. »Mein lieber Bill, dieses Risiko muss ich einfach eingehen.«

Der Reporter warf einen hilfeschuchenden Blick auf Suko, der sich der Stimme enthielt. Dafür sprach Fernando Crion. »Es ist alles so unbegreiflich für mich. Wie soll das Kreuz der Temppler uns helfen können?«

»Es wird den magischen Code knacken!« erwiderte ich hart. »Davon bin ich fest überzeugt.«

Die anderen waren es wohl nicht, denn ihre Blicke zeigten eine gehörige Portion Skepsis. Keiner redete mehr. Alle warteten auf meine Entscheidung, die ich längst getroffen hatte.

Mit dem Kreuz war mir eine starke Waffe in die Hand gegeben worden, aber keine Superwaffe oder kein Allheilmittel, denn auch das Kreuz besaß seine Macken, wie ich sehr genau wusste. Wenn ich es einsetzte, drehte sich das Schicksal zumeist zu meinen Gunsten. Andererseits konnte die Magie des Kreuzes auch Löcher aufreißen, die mich, den Träger, sehr leicht verschlangen. So war immer ein bestimmtes Risiko gegeben, wenn zwei starke und gegensätzliche Magien aufeinander prallten.

Meine Kehle war schon leicht angetrocknet, als ich das Kreuz auf dem Handteller liegen ließ und meine Rechte genau in die Mitte des Kreises legte. Mit den Knöcheln berührte ich die Glasplatte, bei der nichts geschah. Sie zeigte überhaupt keine Veränderung. Weder eine Erwärmung noch eine Abkühlung.

Ich bewegte die Hand und ließ den silbernen Talisman auf die Platte rutschen. Durch die Kette, die um mein Handgelenk gewickelt war, behielt ich noch Kontakt zum Kreuz. Auf keinen Fall durfte ich es loslassen, vor allen Dingen dann nicht, wenn ich die Formel sprach. Und die kam mir glatt und sicher über die Lippen.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Im gleichen Augenblick ließ das Kreuz seine Magien frei! Es gab keine Explosion, keine Detonation, keinen stürmischen magischen Angriff, und eine weiße Lichtglocke entstand ebenfalls nicht.

Dennoch hatte ich das Gefühl, ein anderer zu sein.

Ich war zwar noch existent, war der Geisterjäger John Sinclair, aber mir eröffneten sich plötzlich Perspektiven, an die ich zuvor nicht gedacht und mit denen ich auch beim Einsatz meines Kreuzes nicht gerechnet hatte. Von oben her schaute ich auf das Rund. Mein Blick fiel geradewegs in den Kreis, und ich starrte nicht mehr direkt auf die Rauchglasplatte, sondern in sie hinein und in eine Tiefe, die für mich unauslotbar erschien. Es war die Tiefe des Raumes, der Dimensionen, der Schnittpunkte zwischen Raum und Zeit oder Vergangenheit und Gegenwart.

Ich bekam den vollen Einblick in eine andere Zeit und hatte das Gefühl, als Engel über allem zu schweben. Die Konturen des Horoskops verflossen, andere schälten sich dafür hervor, nachdem sie das Unsichtbare verlassen hatten, und mir, John Sinclair, wurde durch die Aktivierung des Kreuzes ein Blick in die Jahrhunderte zurückliegende Vergangenheit gestattet. In eine Zeit, in der Nostradamus gelebt und gearbeitet hatte, so dass ich Zeuge wurde, wie sein Horror-Horoskop entstand...

In der Stadt war geschlachtet worden. Man hatte den Schweinen, Rindern und Schafen die Haut abgezogen und zum Trocknen aufgehängt, das Blut in Wannen und Trögen gesammelt. Immer wenn der Schlachttag anstand, erfüllte die Gassen ein besonderer Geruch. So süßlich, dampfend, irgendwie schwer wie Blei. Der Geruch von warmem Blut...

Die Stadt dampfte, und eine gnadenlose Sonne lag über der Toscana. Die Altstadt von Florenz erstickte fast im Geruch des warmen Blutes, und der Gestank würde auch wolkengleich gegen das hochherrschaftliche Schloss der Medici ziehen, wo Katharina, eine sehr schöne, wenn auch gefährliche Frau, hofhielt.

Wenn sie den Geruch wahrnahm, würde sie ihre Reiter in die

Gassen schicken, damit sie das Blut in große Flaschen füllten, um es ihrer Herrin zu bringen. Man sprach davon, dass sie darin baden würde, denn Tierblut sollte ihr die Schönheit der Sonne verleihen. Ob es den Tatsachen entsprach, wusste niemand genau. Diejenigen Personen, die der schönen Katharina die Wanne füllten, waren stumm. Man hatte ihnen die Zungen aus den Mündern geschnitten.

Der Schlachter Posallo, ein überaus hässlicher Mensch, war ihr größter Blutlieferant. Er hielt das befleckte große Messer noch fest. In der anderen Hand trug er die Axt. Furchterregend sah er aus. Über und über mit Blut gesprenkelt. Seine Schürze war vollgesaugt, es klebte in den Haaren und rann an seinen nackten Armen entlang nach unten. Er trug hohe Stiefel und schaute seinen Gehilfen zu, die im Schweiß ihres Angesichts die großen Wannen auf die Wagen luden. Das große Tor des Schlachthauses war geöffnet worden, so dass die Wagen noch im Innern stehen konnten, die Pferde aber draußen warteten und von unzähligen Fliegen umschwirrt wurden, die vom süßlichen Geruch angelockt wurden.

Posallo war nicht zufrieden. Seine Leute arbeiteten ihm zu langsam. »Ihr faulen Hunde!« brüllte er plötzlich. »Ich bezahle euch nicht, damit ihr hier herumsteht. Wollt ihr die Peitsche spüren?«

Die beiden jungen, kräftigen Burschen, die aus den Bergen in die Stadt Florenz gekommen waren, duckten sich, als hätten sie schon jetzt Schläge bekommen. Sie strengten sich noch mehr an, um die schweren gefüllten Tröge auf die Ladefläche der beiden Wagen zu laden, damit das frische, dampfende Tierblut dort oben in die großen feststehenden Bottiche umgefüllt werden konnte. Posallo war zufrieden. An diesem Schlachttag war wieder eine Menge abgefallen. Die Herrscherin würde zufrieden sein. Er grinste, als er sich vorstellte, wie die Frau nackt in die Wanne stieg.

Da die beiden Helfer zu seiner Zufriedenheit arbeiteten, ging er nach draußen, wo in der Gasse die Fliegenschwärme summten, das

Geschrei der Kinder groß war und der Wirt der kleinen Osteria vor seiner Tür stand und auf jemand wartete, der ihm Wein abkaufte.

Posallo ging zu ihm. »Ach, du alter Schlachter«, sagte der Wirt, als er den mit Blut beschmierten Mann sah. »Willst du zu mir in meine feine Osteria?«

Der Schlachter blieb stehen und lachte rauh. »In eine Stinkbude? Niemals.«

»Besser als in deine dampfende Hundeküche.«

»Ich habe keine Hunde geschlachtet.«

»Aber Katzen.«

»Ach, halt dein Lästermaul, Luigi! Hol mir einen Krug Wein. Vom besten Roten.«

»Und dann?«

»Werde ich den Krug vor deinen Augen aussaufen.« Posallo griff in die Tasche und warf dem anderen eine Münze zu. »Hier, du brauchst ihn mir auch nicht umsonst zu geben.«

»Das hatte ich auch nicht vor.« Der Wirt verschwand mit dem Geld, und Posallo lehnte sich an die Mauer, so dass die Sonne gegen ihn schien, er die Augen halb schloss und schläfrig wurde.

Die Vorstellung, eine entblößte Katharina von Medici zu sehen, wollte ihm nicht aus dem Kopf. Das war doch ein anderes Weib als die Huren vom Hafen oder seine eigene Ehefrau.

Dabei wusste er eine Möglichkeit, an die Medici heranzukommen. Er brauchte nur eines der Gespanne mit dem Blut zu fahren, dann war er schon im Schloss.

Posallo grinste mit geschlossenen Augen, und er grinste auch noch, als Luigi plötzlich vor ihm stand. »He, Posallo, schlaf nicht ein! Du hast doch nicht zuviel gearbeitet?«

Der Schlachter öffnete die Augen. Sein Blick erfasste Luigi nicht sofort, weil die Gedanken des Mannes noch immer auf dem Schloss der Medici weilten.

»Dein Wein.«

»Ja, gib her.« Posallo riss den Krug so heftig an sich, dass der Rote überschwappte. Dann trank er gierig. Er ließ den Wein in seine Kehle laufen, ohne den Rand des Kruges überhaupt mit den Lippen zu berühren. In den Rachen ließ er ihn fließen, stöhnte dabei und schluckte schmatzend.

Luigi schaute ihm zu. Dass jemand so trinken konnte, hatte er noch nie erlebt, und als ihm der Krug wieder in die Hände gedrückt wurde, war kein Tropfen mehr drin.

»Ich gehe mich jetzt waschen und fahre anschließend auf das Schloss. Ich bringe mein Blut selbst hin...« Er lachte rauh und torkelte schwerfällig davon.

Auch ein Kerl wie er hatte bei dieser Hitze Mühe, die Wirkung des Weines zu überstehen. Im Schlachthaus angekommen, scheuchte er seine beiden Gehilfen mit Fußtritten auf die Wagen, damit sie dort die Bottiche abdeckten. »Ich fahre selbst«, sagte er noch. In einem Nebenraum hatte er eine Grube ausheben lassen und sie von innen mit Fliesen aus den Steinbrüchen ausgelegt. In der Grube schwappte Wasser. Es besaß einen rötlichen Schimmer. Blutschlieren trieben durch die Flüssigkeit. In diesem Becken wusch sich der Schlachter nach getaner Arbeit.

Auch jetzt sprang er in das Wasser, bürstete sich ab, keuchte, brüllte und benahm sich wie ein Nilpferd, das sich im Schlamm wälzt. Ein schmutziges Handtuch lag auch bereit, mit dem er sich abtrocknete. Von einem Mädchen ließ er sich frische Kleidung bringen. Er zog die Sachen über, die nicht nach Blut rochen. Die anderen nahm das Mädchen wieder mit.

Als er so ins Freie trat, hörte er bereits das Echo des Hufschlags durch die Gassen hallen. Das waren die Reiter der Medici, die kamen, um das Blut zu holen.

Sie wunderten sich, dass der Schlachter selbst das Gespann führen

wollte und nicht einer seiner Gehilfen, hatten aber nichts dagegen. Und wenig später schon zogen die beiden Tiere an.

Die Stadt hatten sie schnell hinter sich gelassen. Posallo grinste hin und wieder, wenn er an die Frau dachte. Er würde sie bestimmt zu sehen bekommen, wenn er es geschickt anstellte. Dann wollte er ihr das Blut persönlich überreichen.

Der Weg zum Schloss war von einem Meister seines Fachs gepflastert worden. Er wurde täglich gefegt, der Staub hatte auf den blanken Steinen keine Chance. Die Räder malnten, die Hufe der Pferde schrammten über die Steine, und die Eskorte der Reiter flankierte das Gespann. Wer sich diesen Männern in den Weg stellte, wurde rücksichtslos niedergeritten, so kam es, dass der Weg zum Schloss der Medici stets frei war.

Es war ein prächtiges Bauwerk. Errichtet auf der Kuppe eines Berges stand es stolz über Florenz. Herrlich anzusehen, wenn die Sonne es vergoldete. Schattenspendende Bäume schützten das Schloss auf der Südseite, dort begann auch der große gepflegte Park. Zum Schloss hin gab es mehrere Auffahrten. Der Schlachter musste mit seinem Gespann die schmalste nehmen. Es war die für die Dienstboten und Händler. Das passte Posallo nicht. Er konnte sich kaum vorstellen, dass er da einen Blick auf die Medici werfen konnte, aber wenn es heute nicht klappte, dann beim nächsten-oder-übernächstenmal. Außerdem wartete das zweite Gespann noch. Vielleicht konnte man dort etwas reißen. Vor dem Eingang musste er die Tiere anhalten. Sie waren unruhig, denn die Fliegen umtanzten nach wie vor ihre Körper. Mit dem Schweif schlugen die Pferde nach den schwarzen Quälgeistern, ohne sie jedoch wegscheuchen zu können.

Posallo selbst fühlte sich angeschlagen. Er hätte den Wein nicht so schnell trinken sollen. Etwas vorsichtiger als sonst stieg er vom Bock, wartete auf den Anführer der Gruppe und sah, wie der Mann

auf ihn zutrat. Er gab sich stolz und tippte den Schlachter mit dem Finger gegen die Brust. »Kommst du jetzt immer mit?«

»Sir.«

»Warum?«

»Ich will schauen, ob alles in Ordnung ist.«

»Nur das?«

Posallo grinste. »Was sonst?«

»Schon gut«, sagte der andere und gab seinen Reitern einen Wink. Diese Leute wußten, was sie zu tun hatten, denn sie waren es, die die Bottiche mit dem Blut abladen mußten.

Posallo trat zur Seite. Hier oben war er noch nie gewesen. Vor ihm wuchsen die hohen Mauern in die Höhe. Er sah die zahlreichen Fenster, die erst in einer gewissen Höhe begannen, denn hinter der großen Tür lagen die Vorrats- und Kellerräume. Dort hinein wurde auch das Tierblut geschafft.

Posallo, der durch die große Tür trat, hatte das Gefühl, in eine weite Gruft zu gehen. Es roch modrig. Kerzen und Fackeln verbreiteten ein nur spärliches Licht. Säcke und Kisten standen neben Gartengeräten, langen Flaschen oder Tonröhren, in denen Lebensmittel aufbewahrt wurden. Tiefer in der großen Vorratskammer roch es nach Schinken und fremdländischen Gewürzen.

Die Decke verlief über ihm in einem Halbbogen. Manchmal schaukelten auch Lampen unter ihr, und das Licht warf bizarre Schatten, die über die Wände huschten.

Der Bottich mit dem Blut war auf einen flachen Karren geladen worden, den mehrere Helfer zogen, und sie schafften ihn dorthin, wo keine Vorräte mehr lagerten. Da gab es eine Grube, in die das Blut hineingekippt wurde, und Posallo blieb kopfschüttelnd am Rand der Grube stehen. Sollte die Medici hier baden?

Nein, diese Frau stieg nicht aus ihren prunkvollen Gemächern in die

Unterwelt hinab, um hier ein Blutbad zu nehmen. Das war alles nur Lüge gewesen.

Diese Gedanken schossen durch den Kopf des Schlachters, als der Bottich gekippt wurde und das Blut in das Becken floss, wo es träge schwappte und seinen so typischen Geruch absonderte. Posallo drehte sich um - und erschrak. Vor ihm stand sie. Die Medici!

Sie trug ein kostbares Gewand aus Brokat, das bis zum Boden reichte und ihre Gestalt von der Hüfte abwärts verdeckte. Dazu ein raffiniert geschnittenes Oberteil, das mit seinem übergroßen Ausschnitt einen Blickfang für interessierte Beobachter darstellte. Der Schlachter wurde bald blind, er spürte, wie seine Kehle anschwell und er kein Wort mehr hervorbrachte. Das schwarze Haar der Medici war glatt gescheitelt und nach hinten gekämmt. Ihr im Kerzenschein trotzdem blass wirkendes Gesicht zeigte einen hochmütigen Ausdruck, der durch die nach unten gezogenen Mundwinkel noch verstärkt wurde.

»Wer bist du?« fragte sie.

Der Schlachter hatte sich endlich gefangen. Er verbeugte sich. »Ich heiße Posallo, große Fürstin. Ich bin der, der dir das Blut bringt, das du verlangst.«

»Ich verlange es nicht.«

»Aber ich muss es immer bringen, Fürstin.«

»Das stimmt.« Mehr sagte sie nicht, trat zur Seite und gab den Weg für einen Mann frei, der im Hintergrund gewartet hatte. »Reicht das für Euch aus, großer Nostradamus?«

»Es ist zuviel.«

»Schaut es Euch an.«

Die Gestalt trat vor. Der Mann trug einen flachen Hut, und sein Gesicht wurde von einem dunklen Bart eingerahmt. Die Augen waren übergroß, sie stachen ein wenig hervor, ebenso wie die lange Nase. Im Verhältnis zu ihr war der Mund ziemlich klein. Der Mann trug

einen dunklen Mantel oder Umhang, der ihm bis zu den Knöcheln reichte.

Nostradamus!

Auch der Schlachter hatte den Namen schon gehört. Er wusste, dass er ein Mächtiger war, ein Magier und Zauberer, wie die Leute sagten. Andere wiederum sprachen von einem Wissenschaftler, der auch in die Zukunft sehen konnte und aus den Gestirnen das Schicksal der Menschen las. Und er benötigte das Blut, nicht die Medici.

»Es ist zuviel«, sagte er.

»Hast du gehört?« wurde der Schlachter gefragt.

»Ja.«

»Du brauchst also kein Blut mehr zu bringen. Und jetzt geh weg, bevor dir deine Fischeugen noch aus dem Kopf fallen...«

Einer der Leibwächter hatte gesprochen, und dieser Mann scheuchte Posallo auch dem Ausgang entgegen. Der Schlachter war froh, wieder auf seinen Wagen steigen zu können und abzufahren. Er hatte einen Blick auf die Medici und den sagenumwobenen Nostradamus erhaschen können, das hatte ihm gereicht. Zurück blieben die Medici und Nostradamus.

»Du willst es weihen, nicht wahr?« fragte die Frau.

»Ja, mit Blut.«

»Es hätte auch Menschenblut sein können!« flüsterte sie, doch Nostradamus schüttelte den Kopf. »Nein, in der Magie ist Tierblut ebenso gut.«

»Wie du willst.« Sie lachte leise. »Ich mag den Geruch nicht. Soll ich meinen Dienern sagen, dass sie das Blut in dein Labor schaffen sollen?«

»Das wäre gut.«

»Geh schon vor, ich werde später kommen, und ich werde mir dein großes Horoskop anschauen.«

Nostradamus nickte, drehte sich um und schritt den Weg zurück, den

auch der Schlachter genommen hatte. Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen, denn er hatte sein Ziel erreicht.

Das Horoskop war erstellt. Und zwar ein besonderes. Ein Horoskop für die Welt. All seine Erfahrungen, die er im Laufe der Jahre gesammelt und auch in seinem Buch verewigt hatte, waren auch bei seinem neuesten Werk verwendet worden. Wer dieses Horoskop richtig zu deuten wusste, der bekam nicht allein Macht über die Welt der Gegenwart, auch über die in der Zukunft, denn es sagte die Katastrophen voraus. Bis weit in das vierte Jahrtausend. Nostradamus spürte den kalten Schauer über seinen Rücken rinnen. Am liebsten wäre er gegangen, fort von ihr und weg aus diesem prächtigen Palazzo. Aber er wusste auch, dass er nirgendwo anders so gute Arbeitsbedingungen fand wie hier. Die Medici hatte ihn an ihren Hof geholt, wo er schalten und walten konnte.

Sogar das Blut hatte sie ihm besorgt. Mit Blut sollte sein Werk versiegelt werden, damit es nicht in die Hände Unwürdiger fiel. Wer es trotzdem irgendwann an sich riss, würde sich wundern.

Das alles wollte der große Nostradamus in den nächsten Tagen durchführen, zunächst war das Horoskop noch wichtig. Und natürlich die Frau, denn ihr Schicksal wollte er als erstes aus diesen Zeichen lesen. Deshalb würde sie ihn besuchen.

Nostradamus hatte das Schloss verlassen und schritt durch den duftenden Garten. Die Sonne stand hoch am Himmel. Zum Glück spendeten Palmen und Mandelbäume genügend Schatten. Vögel zirpten und zwitscherten. Er hörte das Lachen der Hofdamen, manchmal auch ihre hellen, quietschenden Stimmen, wenn sie von irgendwelchen Männern der Wache »gejagt« wurden.

Dieser Garten war zu einem Paradies des Lasters geworden. Hier vergnügten sich Männlein und Weiblein während der Nachtstunden oder an lauen Sommerabenden.

Die Medici hatte nichts dagegen. Sie selbst war eine sinnliche Frau

und hatte sich auch schon Nostradamus mehr oder weniger offen angeboten, doch der Arzt und Magier hatte ihr bisher widerstanden. Seine Arbeit war ihm wichtiger, denn wem außer ihm war es schon gelungen, einen Blick hinter die normalen Grenzen der Welt zu werfen.

Zwei leicht bekleidete junge Mädchen kamen ihm entgegen. Sie erschrakten, als sie den dunkel gekleideten Mann erblickten. Sie stoppten und liefen hastig in ein Gebüsch, wo sie bereits von zwei jungen Burschen erwartet wurden. Ihr erschrecktes Quietschen ging über in ein sanftes Schnurren, als sie in den Armen der Burschen lagen. Sitte und Moral verfielen an diesem Hof, aber darum kümmerte Nostradamus sich nicht, auch wenn er es nicht gutheißen konnte. Er betrat das Schloss. Ein Wächter öffnete ihm das kleine Tor, und die kühlen Gänge nahmen ihn auf. Nostradamus fühlte sich viel wohler. Er eilte zu seinen Räumen, wo er schon monatelang gearbeitet hatte und endlich der Vollendung entgegensah.

Katharina von Medici hatte ihm mehrere Arbeitsräume zugewiesen. Sie lagen in einem Trakt des Schlosses, wo sonst niemand hinkam. Im Reich der Düsternis, in den Kellern und Verliesen, denn dort gab es keine Fenster. Eine breite Treppe führte nach unten. Fackeln steckten in ehernen Haltern und warfen ihr zuckendes Licht auf die Stufen. Die sich anschließenden Gänge wurden ebenfalls vom Schein der Fackeln erhellt, und vor einer großen Holztür blieb Nostradamus kurz stehen. Nur die Medici und er besaßen für dieses Schloss Schlüssel. Die Tür schleifte über den Boden, als er sie aufdrückte. Hinter ihr lag sein Raum, beleuchtet vom Schein zahlreicher kleiner Kerzenräder, die unter der Decke hingen. An den Wänden brannte das Feuer in flachen Schalen. Durch ein Kaminloch in der Decke konnte der entstehende Rauch entweichen.

Das war sein Reich! Und hier stand auch sein Werk! Das Horoskop!

Es war ein Kunstwerk, denn Nostradamus hatte es nicht einfach geschrieben oder aufgezeichnet, sondern in eine Glasfläche eingearbeitet.

Die runde Fläche war eingebaut in einen Tisch, ebenfalls ein Schmuckstück handwerklicher Präzisionsarbeit. Bisher hatte der große Nostradamus dieses Horoskop noch nicht gefordert. Er hielt sich zurück, denn irgendwie spürte er, dass ihm damit eine Macht in die Hand gegeben worden war, die er nur schwer kontrollieren konnte. Er hatte geforscht, wissenschaftlich und auch magisch gearbeitet und dieses Horoskop für die Welt erstellt. Jetzt wollte er es nur noch versiegeln, und dazu brauchte er das Blut. Es würde gekocht und mit Pulvern versetzt werden, deren Wirkung nur er kannte, weil man sie auch als Hexenkräuter bezeichnete. Wenn das alles hinter ihm lag, sollte das Horoskop so versteckt werden, dass es keiner mehr fand. Und wenn es mal entdeckt wurde, musste es jemand sein, der ihn, Nostradamus verstand, der genau wusste, welche Wünsche und Sorgen ihn geplagt hatten, denn der Arzt und Magier setzte auf die Kräfte der Weißen Magie.

»Zwölf Erzengel!« flüsterte er, »werden dir den Schutz geben. Jedes Tierkreiszeichen steht für einen Engel. So wollte ich es haben, und so kann niemand mein Horoskop verändern...«

Nostradamus wusste genau, was er getan hatte. Er war ein Mensch, der Verantwortung tragen konnte, sich aber auch absichern wollte, da er ebenfalls wusste, wie nahe Gut und Böse doch beieinander lagen. So auch hier.

Einmal umkreiste der Mann sein Werk. Er schaute jedes Zeichen genau an, blickte in die Tiefe des Kreises und glaubte, ein geheimnisvolles Leuchten zu erkennen.

Das war das Zeichen! Dieses Horoskop lebte, es hatte ein Wissen gespeichert, vor dem sich ein Mensch fürchten konnte. Und durch die Verschiebung der Zeichen war es auch möglich, Vorgänge

vorauszusehen, die in noch ferner Zukunft lagen. Er hatte es getan, er hatte Kriege gesehen, Untergänge, viel Blut, viel Tränen. Jahrhunderte weiter war die Welt fast zerstört worden. Da waren Vögel aus Metall durch die Lüfte geflogen und hatten Dinge abgeworfen, die Häuser und Städte zerstörten.

Furchtbar...

Aber die Menschheit war nicht untergegangen, obwohl in noch ferner Zukunft es gar nicht mal so gut aussah, denn die Menschen hatten noch schrecklichere Waffen erfunden, um sich gegenseitig zu vernichten. Bisher hatte sich Nostradamus nicht getraut, den Blick weiter zu werfen. Er hatte es zwar in seinem Buch beschrieben, aber seine Voraussicht im Traum war doch etwas undeutlich gewesen, und nun sollte ihm das Horoskop die ganze Wahrheit sagen, auch wenn es schlimm ausging. Nostradamus wollte seine im Buch aufgestellten Theorien endlich bestätigt bekommen.

Oder das Gegenteil davon. Vielleicht war es gar nicht so schlimm. Möglicherweise raffte sich die Menschheit auf und führte ein besseres Leben. Das alles würde ihm das Horoskop sagen.

Es fiel ihm schwer, sich von ihm zu lösen, und er ging mit schweren Schritten durch das Gewölbe zu einem Regal, das im Hintergrund an der rauhen Steinwand stand.

Dort blieb er stehen und suchte nach einer bestimmten Flasche. Er fand sie, und sie passte sogar in seine Hand. Größer war sie nicht, aber ihr Inhalt konnte als gefährlich bezeichnet werden und durfte nicht in fremde Hände gelangen. Von diesem Pulver nahm er auch stets nur wenig, denn es sorgte dafür, dass eine gefährliche Zauberkraft frei wurde, wenn er es anzündete.

Ein Magier hatte es ihm überlassen. Er war aus dem Orient gekommen und hatte Nostradamus als seinen Erben bestimmt. Der Magier hatte gewusst, was dieser Mann noch leisten würde und ihm das Pulver zu treuen Händen gegeben.

Nostradamus öffnete die Flasche. Dazu brauchte er nur den kleinen Glasstöpsel hervorzuziehen. Er steckte ihn in die Tasche seines Gewandes, kippte die Flasche und verteilte zwölf kleine Pulverhäufchen. Jedes Tierkreiszeichen-Segment bekam ein Häufchen mit. Das Pulver nahm eine violette Farbe an. Manchmal leuchtete es auch rötlich, je nach dem, wie das Licht drauffiel. Nostradamus stöpselte die Flasche wieder zu und stellte sie weg. Er kam auch an sein Stehpult vorbei, auf dem sein Buch lag.

Das letzte Kapitel war noch nicht geschrieben. Es beschäftigte sich mit der fernen Zukunft, die Nostradamus zwar in seinen Träumen gesehen, dafür aber noch keinen schlüssigen Beweis bekommen hatte, dass auch alles so eintreten würde, wie er es annahm. Erst nach dieser magischen Beschwörung wollte er das Buch beenden.

Das Pulver war verteilt. Nostradamus warf noch einen letzten Blick darauf und nickte.

Alles war zu seiner Zufriedenheit gelaufen. Es würde noch einige Zeit dauern, bis Katharina zu ihm kam. Wenn sie eintrat, hoffte er, mit allem fertig zu sein, um anschließend das Blut kochen zu können, damit es das Siegel bildete.

Es war kein Siegel Salomons, den er so verehrte, aber das Siegel des Nostradamus sollte auch halten.

Niemand störte ihn hier unten. Es war fast still. Nur das manchmal leise Fauchen der Fackeln war zu hören oder der Windzug, der durch den Kamin strich und in den Arbeitsraum glitt.

Selbst Nostradamus, der in seinem bisherigen Leben schon viel gesehen und erlebt hatte, war nervös geworden. Die entscheidende Sekunde stand dicht bevor. Er würde einen Blick in eine so weite Zukunft werfen können, wie er sie sich kaum vorstellen konnte. Da würden andere Menschen leben, mit eisernen Wagen fahren und fliegen können, sowie zu den Sternen vordringen.

Aber konnte die Menschheit das verkraften oder überstehen?

Nostradamus wollte es wissen.

Er ging zurück und nahm aus einem Halter eine kleine Kerze, deren Docht er an einer größeren Flamme anzündete. Sehr sorgfältig schirmte er während des Laufens das Feuer mit einer Hand ab. Nur seine Schritte waren zu hören. Der Teil seines Gesichts, der vom Kerzenschein erfasst wurde, schimmerte rötlich. Der andere lag blass und bleich und wurde von seinem dunklen Bart eingerahmt.

Dicht vor seiner Platte blieb Nostradamus stehen, beugte sich nieder und schaute sich noch einmal die zwölf Pulverhäufchen an. Noch lagen sie fein säuberlich verteilt, das würde sich sofort ändern, wenn die Kerzenflamme über sie hinwegstrich.

Vorsichtig senkte er die Kerze. Nostradamus wusste, dass er seine Aufgabe behutsam angehen musste. Er durfte nicht zu schnell sein, und er musste den Atem anhalten und das Pulver nicht verstreuen, denn jedes musste für sich in seinem genau abgeteilten Segment brennen. Er begann im Januar, beim Zeichen des Wassermanns. Die kleine Kerzenflamme strich über das Pulver, und kaum hatte es die Hitze des Feuers gespürt, als er ein Zischen vernahm und im nächsten Augenblick Rauch in die Höhe quoll.

Ein feiner Streifen nur, zuerst grau, dann allmählich farbig werdend, so dass er sich vom Rotviolett des Pulvers nicht mehr unterschied. Nostradamus führte die Flamme weiter und zündete den nächsten Pulverhaufen an.

Auch er entließ den feinen Rauch, der dritte, vierte, fünfte und sechste ebenfalls, so dass es nicht einmal zwei Minuten dauerte, bis das Pulver brannte.

Nostradamus trat zurück. Er blies die Flamme aus und schaute auf den Tisch, wo das Pulver an zwölf verschiedenen Stellen entflammt war, der Rauch aufstieg und der Mitte des Kreises entgegendrängte, wo er sich zu einem Pilz vereinigte. Das war das Zentrum.

Nostradamus begann mit seinem »Gebet«. Es war ein Mittelding

zwischen Beschwörung und Hilferuf. Seine Stimme hatte einen vollen Klang angenommen, als die ersten Worte über seine Lippen drangen.

»Und so ruf ich euch, ihr zwölf Engel des Guten, auf dass ihr mir den Weg weiset in die Zukunft der Menschheit. Macht mich, den Blinden, sehend, damit ich den Menschen den richtigen Weg weise und sie davon abhalte, Schreckliches zu tun. Ich will nicht den Untergang des Abendlandes, ich will sehen, wie sich die Menschen wieder verständigen, wie Kriege zur Vergangenheit gehören, wie das Gute, das vom Schöpfer gewollt wurde, voll zum Ausbruch kommt. Zeigt mir, was die Zukunft bringt, und ich werde es für alle Zeiten niederschreiben, auf dass es nicht verloren geht und die Weisen unter den zukünftigen Bewohnern der Erde daraus lernen können. Darum bitte ich euch!«

Er wusste genau, dass die zwölf Erzengel auch die Beschützer der Tierkreiszeichen waren. Die beschwörend gesprochenen Sätze mussten einfach einen Erfolg zeigen, denn schon einmal hatten ihm die Geister des Guten geholfen, so sollte es auch jetzt sein.

Noch tat sich nichts.

Nostradamus starrte auf die Platte. Von seinen Zeichen sah er nicht mehr viel. Der Rauch hatte sie verdeckt. Er bewegte sich locker und wolkig über sie, wurde manchmal zu einem trägen Nebel, der dann wieder an verschiedenen Stellen aufriss, den Blick freigab, und Nostradamus sah plötzlich das Leuchten, das durch den Rauch drang und von den Zeichen ausging, denn ihre Konturen waren es. Die Augen des Mannes funkelten. Er wusste plötzlich, dass seine Beschwörung Erfolg gezeigt hatte. Die Beschützer der Tierkreiszeichen fühlten sich angesprochen, und er sah sie nicht, aber er hörte sie bereits. Gesang drang an seine Ohren. Ungeheuer weit entfernt. Aus der Tiefe eines dunklen Raumes schien er zu stammen, war süß, lockend, eben engelsgleich. Sie hatten ihn gehört,

sie würden auch kommen und ihn nicht im Stich lassen, dessen war er sich sicher. Schon mehrmals hatte er den Gesang vernommen, aber die Wesen nie gesehen, die am Thron des Mächtigen saßen und die Geschicke der Menschheit beobachteten.

Aber was war das? Zuerst wollte er es nicht glauben, horchte noch einmal und musste zugeben, dass er sich nicht getäuscht hatte. Der Gesang klang so verändert! Er war schriller geworden, gleichzeitig auch dumpfer, als hätten ihn andere Klänge überdeckt. Nostradamus war kein Dummkopf. Irgend etwas musste die Erzengel stören. Eine fremde Kraft, die nicht wollte, dass sie mit ihm in Verbindung traten und ihm ihre Weisheiten offenbarten.

Ja, das musste es sein!

Nostradamus wollte nach ihnen rufen. Sehr schnell sah er ein, dass dies nicht möglich war. Unsichtbare Hände schienen seinen Hals zu umklammern und hatten ihm die Stimme geraubt. Auch der Rauch blieb nicht mehr so ruhig wie sonst, er zerfaserte im Wind. Der Gesang war noch da, aber er wurde mit jeder Sekunde, die verstrich, leiser. Jemand störte die Engel, und dieser jemand musste sehr stark sein, dass er so etwas überhaupt schaffte. Nostradamus wusste nicht genau, aus welcher Richtung ihn der Gesang erreichte. Instinktiv nahm er an, dass dieses Singen von oben kam, deshalb legte er den Kopf in den Nacken und schaute zur Decke hoch. Nichts sah er dort. Die Engel oder was immer es sein mochte, blieben im Unsichtbaren versteckt, ohne sich zu zeigen.

Allmählich versiegte ihr Gesang. Letzte Klänge oder Töne konnte der Mann noch vernehmen. Sie kamen ihm vor wie ein verzweifelter Aufschrei, dann wurde es finster.

Schlagartig fiel die Dunkelheit über den Raum, denn für einen Moment verlöschten alle Kerzen und Fackeln. Die Finsternis der Hölle breitete sich aus, und sie blieb auch, bis auf eine einzige Stelle. Es war das Horoskop! Wie eine helle Insel stand es inmitten

des Kellers, rauchumwölkt, dabei sehr flattrig und fahrig, gleichzeitig auch zitternd und auch fahl leuchtend.

Sie bildete den Mittelpunkt, von dem Nostradamus seinen Blick nicht abwenden konnte.

Er selbst stand in der Dunkelheit, hatte sich vorgebeugt, seine Hände gegen die Brust gepresst und fühlte nach dem Schlag seines Herzens. Dabei glänzte sein Gesicht, als hätte er es mit Fett eingerieben. Über den Rücken rannen Schauer. Er spürte genau, dass er dicht vor einer großen Entscheidung stand. Irgend jemand würde sich ihm offenbaren. Ob es der Himmel oder die Hölle war, das wusste er nicht. Aber es begann mit einem Sturm.

»Und so wird der Allmächtige den Wind schicken und die Mauern der sündigen Städte zusammenbrechen lassen!« rief Nostradamus, der noch daran glaubte, dass die Seite des Guten eingreifen würde. Er irrte. Zum erstenmal in seinem Leben wurde er von einer anderen Macht überrascht. Von der des Bösen!

Und wie sie kam. Sie schlug hinein, voll griff sie durch, fauchte, und der Hauch aus der Hölle streifte auch den großen Nostradamus. Er trat zwei Schritte zurück, streckte seine Arme aus, aber er war nicht in der Lage, das aus dem Unsichtbaren kommende Grauen zu stoppen. Es warf sich gegen ihn. Durchgeschüttelt wurde er. Überall spürte er den eisigen Hauch. Unzählige Finger schienen ihn zu berühren und abzutasten. Gellendes Gelächter dröhnte durch das Verlies, und eine dumpfe Stimme, aus dem Nichts kommend, begleitete den Sturm.

»Du wolltest die Zukunft sehen!« hörte er den Unsichtbaren sprechen.

»Nun gut, ich, der Herrscher des Bösen, Kaiser der Hölle, erlaube es dir. Ich bin gekommen - ich, Luzifer!«

Und Nostradamus sah ihn!

Es war furchtbar. Der weise Mann sah nur das Gesicht, das sich

plötzlich zusammen mit ihm innerhalb des Raumes befand. Ein furchtbares Gesicht von einer beinahe widerlich kalten Schönheit. Graublau schimmernd mit einem spöttischen, grausamen und gleichzeitig arroganten Blick, der bannen und befehlen konnte. Nostradamus schaute in dieses Gesicht, obwohl er es nicht wollte, und er las daraus die Worte ab.

Er konnte sie zwar verstehen, sie aber nicht akustisch wiedergeben. Dieses Gesicht sprach von einer wilden Menschenverachtung, von einem Grauen, von einem Wissen um das Schicksal der Menschheit, und es zog Nostradamus in seinen Bann.

Er kam sich so klein und winzig vor wie noch nie in seinem Leben.
»Ich bin Luzifer, Kaiser der gefallenen Engel. Und ich werde dir deine letzten Seiten diktieren. Das Horoskop, das du erstellt hast, wird meine Handschrift tragen, die ich von meinen gefallenen zwölf Engeln besiegeln lasse. Hast du verstanden, Mensch?«

»Ja...«

Es war beinahe eine zarte Antwort, die Nostradamus gab, aber er konnte einfach nicht anders und wartete auf die weiteren Worte des absoluten Höllenherrschers.

Das Gesicht stand im Raum. Es schwebte und schien gleichzeitig fest verankert zu sein. Durch den kalten Ausdruck wirkte es wie in dunklem Marmor gehauen, es war glatt, ohne eine Falte, und man konnte den Ausdruck als schön und gleichzeitig als arrogant bezeichnen. So lauerte es...

Nostradamus hatte schon vieles erlebt, aber nie dieses Grauen gespürt, das ihn wie ein Hauch traf. Er fühlte sich von ihm berührt, umfassen, eingekreist, so dass alles andere unwichtig geworden war. Nur diesen Kopf gab es für ihn.

Und der sprach. Ohne dass sich die schmalen Lippen bewegten, drangen die Worte dem Wartenden entgegen. Da schwang kein Gefühl mit, sie wurden glatt und kalt gesprochen.

»Ich habe hier die Führung übernommen. Und ich werde mein Zeichen setzen. Dein Hirn, Mensch, wird das aufnehmen, was ich dir diktiere. Du kannst nicht anders, du wirst das schreiben müssen, auch wenn du dich dagegen wehrst, denn das Schicksal der Menschheit wird nicht von meinem Urfeind bestimmt, sondern von mir allein. Ich, Luzifer, ziehe die Fäden. Ich lasse die Menschen nach meinem Willen tanzen, und du, Nostradamus, wirst dabei keine Ausnahme machen.«

Er hörte zu, er wusste, dass er gegen den Herrscher der Hölle nicht ankam, und er nickte.

Luzifer sprach weiter. »Weil dies so ist, will ich dir auch mein höllisches Siegel aufdrücken. Du hast die zwölf Engel gerufen, damit sie dein Horoskop schützen. Deine Engel sollst du haben, aber welche, die mir gehorchen. Nenne sie meinerwegen die Grausamen Zwölf, denn sie sind das Gegenstück zu denen, die vor urlanger Zeit, als alles noch entstand, mir folgten und nicht meinem Urfeind. Hast du alles begriffen?«

»Ja.«

»Dann schau dir jetzt dein Horoskop an!«

Die hart gesprochenen Worte hatten Nostradamus zusammenzucken lassen. Er musste sich drehen, blickte dann in die ihm angegebene Richtung und sah sein Werk.

Düsterer Rauch umwallte es. Die zwölf Tierkreiszeichen blitzten und funkelten. Es war kein helles Licht, das von ihnen abgegeben wurde, eher dunkel und gefährlich. Und von der Decke des Raumes her erklang ein fauchendes Geräusch, das sich zu einem Heulen verdichtete, aus dem sich ein Gegenstand hervorschälte.

Es war ein Flammenschwert!

Das Feuer umwallte und umzuckte die Klinge. Es trieb in langen Zungen dem Griff entgegen, der an einem Ende einen gelblich weiß schimmernden Totenschädel zeigte.

Und es traf das Ziel! Mit aller Kraft hieb es genau in die Mitte des Tisches. Die Spitze steckte fest. Nostradamus vernahm das Knirschen. Es ging ihm durch und durch. Er sah die Arbeit seines Lebens gefährdet, aber er konnte den Blick einfach nicht abwenden und erkannte, dass sich die runde Glasplatte spaltete. Sie bekam Risse. Es waren genau zwölf!

Von dem zentralen Punkt in der Mitte ausgehend, liefen sie auf die einzelnen Segmente zu und verbanden diese mit dem Zentrum. Sehr feine Linien, aber doch zu erkennen, wenn man genau hinschaute. Das also war es. Das Zeichen Luzifers, und er wollte noch einen weiteren Beweis antreten.

Von den zwölf Grausamen hatte er gesprochen, von seinen Engeln, die seinen Thron und auch ihn schützten.

Sie waren da. Aus dem Nichts erschienen sie, bildeten einen Kreis um den Horoskop-Tisch. Dort blieben sie stehen, ohne sich zu rühren. Graue, unheimlich und gespenstisch wirkende Gestalten, als Bewacher eines Gegenstandes, der in den Klauen der Hölle geraten war. Stumm, starr und steif!

Nichts war von ihnen zu merken gewesen. Sie glichen Geistwesen, aber sie waren da und sehr gefährlich, denn das spürte Nostradamus genau. Er begann zu zittern. Die Ereignisse waren ihm aus den Händen gerissen worden. Andere hatten die Kontrolle übernommen, und er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte.

Luzifer sagte es ihm. Nach wie vor stand sein Gesicht beherrschend innerhalb des Gewölbes. Gegen ihn verblasste alles.

»Ich hatte dir gesagt, dass du die letzten Seiten deines Buches schreiben sollst. Geh hin und tue es. Niemand wird dich dabei aufhalten. Wenn du meinen Befehlen gehorchst, will ich dich auch unterstützen. Die Worte werden dir aus der Feder fließen. Du wirst schneller schreiben können als gewöhnlich, denn der Rausch, in den du gerätst, wird ein höllischer sein. Überlasse der Nachwelt dein

Testament, deine Bücher, deine Voraussagen, und ich sage dir jetzt schon, Nostradamus, dass man dich niemals vergessen wird. Auch in ferner Zukunft wird dein Name noch das nötige Gewicht haben. Wenn sich die Menschen gegenseitig töten wollen, werden sie sich wieder deiner erinnern...«

Diese Worte hätten Nostradamus eigentlich Mut geben müssen. Sie taten es nicht, aber er spürte den Zwang, der ihn leitete, und so drehte er sich um und schritt zu seinem Pult.

Je mehr er sich näherte, um so deutlicher schälte es sich aus der Finsternis hervor, aber es war niemand da, der eine Kerze oder eine Fackel angezündet hätte. Sein Pult lag in einer Insel von schattenlosem Licht. Eine Helligkeit, wie sie nicht normal war. Dunkel und trotzdem hell. So etwas konnte nur in der Hölle geboren sein.

Das Gesicht Luzifers blieb hinter ihm zurück. Nostradamus sah nicht das böse kalte Grinsen auf den Lippen des Höllenherrschers. Er freute sich, denn wieder einmal hatte Luzifer in die Geschicke der Menschen gravierend eingegriffen...

Nostradamus schrieb!

Er befand sich plötzlich in einem wahren Rausch und musste daran denken, was ihm Luzifer versprochen hatte. Er würde schreiben. Schreiben und immer nur schreiben, das Schicksal der Menschheit vor Augen, die Zukunft als Bild, und er schaute hinein, sah schreckliche Szenen, Katastrophen, Kriege, Zusammenbrüche und überall nur Leichen.

Eine neue Apokalypse, die das Grauen seiner Zeit an Größe und Macht bei weitem übertraf.

Luzifer hatte ihm die Augen geöffnet und dafür gesorgt, dass die Zukunft so deutlich zu sehen war. Dabei hatte er diesen Herrn des Bösen stets verabscheut und gehasst, doch nun war er unter seine Knute geraten und konnte nicht mehr anders.

Und so schrieb er. Er hörte das Kratzen der Feder, er tunkte sie in die Tinte ein, schrieb neu, Seiten wurden gefüllt, und seine Hand bekam keine Ruhe. Die erste Stunde verging, die zweite, auch die dritte brach an, und er schrieb die letzte Seite seines Vermächtnisses. Bis das letzte Wort aus seiner Feder floss. Zusammen mit einem gewaltigen Stöhlaut, der über die Lippen drang. Plötzlich spürte er die Steifheit seiner Hände, er war nicht mehr in der Lage, den Federhalter festzuklammern und schaute dabei auf seine Finger, die wie von der Gicht gekrümmt wirkten.

Wie knotige, kleine, steife Stöcke kamen sie ihm vor, deren Anblick allmählich verblasste, weil auch das unnatürliche Licht zusammenbrach und er noch eines hörte. Ein gewaltiges Gelächter!

Luzifer persönlich hatte es ausgestoßen, als er sich in die Unendlichkeit seiner Dimension zurückzog.

Als sich Nostradamus umdrehte und dorthin schaute, wo er den Herrscher des Bösen gesehen hatte, erkannte er nur noch einen zerfließenden blauen Schatten, der bald verschwand. Luzifer hatte den Raum verlassen. Seine Arbeit war getan!

Nostradamus spürte, dass es ihm schwer fiel, sich auf den Beinen zu halten. Er kam sich vor wie ein alter Mann. Den Oberkörper hielt er vorgebeugt, die Augen hatten einen leeren Blick bekommen, sein Gang war torkelnd, und er schaute zu, wie die Flammen aus dem Unsichtbaren hervorstiegen und an den Dochten neue Nahrung fanden. Das Gewölbe erhellte sich.

Er sah die Mauern, die dicken Steine, den Boden, sein Schreibpult als Schatten, er sah den Tisch, aber nicht die zwölf Grausamen, die der Höllenherrscher geschickt hatte. Sie waren mit Luzifer verschwunden!

Mit schlurfenden Schritten näherte sich Nostradamus dem Horoskop-Tisch. Sein Gesicht zeigte einen um Jahre gealterten Ausdruck. Nur Minuten waren vergangen, ihm aber war es

vorgekommen, als läge ein halbes Leben hinter ihm.

So fühlte er sich auch. Ausgelaugt, missbraucht von einer mörderischen Kraft aus der Hölle.

Schwer stützte er sich auf die Platte. Sein Blick bekam einen stierenden Ausdruck. Die Lippen zitterten. Er hatte das Buch beendet - aber um welchen Preis!

War es eine Lüge gewesen? Gingen seine Voraussagungen, die eigentlich die des Teufels gewesen waren, in Erfüllung? Oder beruhte das alles nur auf einem Irrtum?

Er wusste es nicht und spürte in seiner Kehle ein hartes Kratzen, so dass er sich zunächst einmal räuspern musste, um überhaupt richtig Luft holen zu können.

Das Pulver war verbrannt. Nicht einmal Spuren erkannte er noch in den einzelnen Segmenten. Glatt lag die Fläche vor ihm. Er schaute sich die hellen Tierkreiszeichen an, und sie kamen ihm vor, als wären sie Verräter an seiner Sache.

Sein Buch stand. Niemand würde es ändern und keiner würde je erfahren, wie es zustande gekommen war. Auch Katharina von Medici nicht. Er würde und musste den Mund halten. Das war eine Sache, die nur Luzifer und ihn etwas anging. Schon jetzt dachte er darüber nach, was geschehen würde, wenn man seine Aufzeichnungen mal fand. Furchtbar! Die Menschheit musste ja in Angst, Schrecken und Panik verfallen. Und dann dachte er an das Horoskop. Er konnte den Tisch nicht so gut verstecken, als dass er für alle Ewigkeiten verborgen blieb. Auch er war gezeichnet, auch wenn man es ihm nicht ansah und er noch immer so aussah wie vor dem Besuch des Höllenherrschers. Er musste fort aus Florenz geschafft werden. In ein anderes Land, wenn es eben ging, damit die Spuren verwischt wurden.

Allmählich verschwand der Druck von Nostradamus. Er fühlte sich wieder besser und merkte, dass seine eigenen Kräfte zurückkehrten.

Es fiel ihm auch nicht mehr schwer, auf den Beinen zu stehen, aber er spürte den Durst, der seine Kehle aufgerauht hatte. In dieser Nacht wollte er nicht schlafen gehen, sondern Wein trinken. Einfach vergessen...

Die Schritte hatte er nicht gehört, dafür vernahm er das Schaben, als die Tür geöffnet wurde. Wegen des Durchzugs begannen die Flammen zu tanzen, sie bewegten sich zuckend und schufen ein Muster aus Schatten und Licht, das sich auf die Gestalt legte, die im Türrahmen stand. Es war Katharina von Medici! Sie hatte ihr Versprechen gehalten und war gekommen, um Nostradamus abzuholen.

Noch stand sie da, hatte ihr Haar gelöst, das wie eine schwarze Welle ihren Kopf umrahmte, und sie schaute dem Mann genau ins Gesicht.

»Hast du es fertig?« fragte sie.

Nostradamus nickte und deutete auf sein Stehpult, wo das in Leder eingeschlagene Buch zugeklappt lag. »Dort ist es, und die letzten Seiten sind ebenfalls geschrieben.«

Durch die Gestalt der Frau ging ein Ruck. Das genau war die Minute, auf die sie gewartet hatte. Zögernd streckte sie den Arm aus und fragte mit leiser Stimme, die man überhaupt nicht bei ihr kannte: »Darf ich es lesen?«

Nostradamus dachte an sein Versprechen. Gut, lesen konnte sie es. Sie brauchte nur nicht zu wissen, wie es zustande gekommen war. Deshalb nickte er und sagte: »Dir ist es geweiht. Du darfst es dir als erste anschauen. Und vielleicht auch als einzige außer mir.«

Katharina von Medici hatte verstanden. »Ist es denn so schlimm?« fragte sie.

Nostradamus blieb bei der lockeren Anrede. Das tat er immer, wenn er mit der Fürstin allein war. »Nimm und lies es.«

»Danke.« Sie lächelte plötzlich. »Aber nicht hier, Nostradamus.

Dieses Gewölbe ist nicht der richtige Ort für diese Nacht. Er ist auch nichts für uns. Deshalb werden wir in meine Gemächer gehen und dort die restlichen Stunden verbringen.«

Nostradamus verbeugte sich. »Es wird mir eine Ehre sein, dir zu folgen.«

»Vergiss dein Buch nicht.«

»Nein, bestimmt nicht.« Nostradamus drehte sich um und nahm das Buch vom Pult. Bevor er ging, warf er dem Horoskop noch einen langen Blick zu. Er nahm sich vor, es nicht hier zu lassen. Es musste verschwinden, so wie er auch untertauchen und den Hof der Medici verlassen wollte, um nie mehr zurückzukehren.

Sorgfältig verschloss er die Tür hinter sich und presste sein Werk an sich. Die Fürstin war schon vorgegangen. Ihre Gestalt wirkte innerhalb der breiten und langen Ausmaße des Ganges verloren, so klein und schutzbedürftig. Im Schein der Fackeln hastete Nostradamus hinter der Frau mit den langen, dunklen Haaren her und holte sie auch bald ein. Von der Seite her schaute sie ihn an. »Du hast dir eine Belohnung verdient, Nostradamus!« flüsterte sie. »Eine besondere Belohnung, die ich dir in dieser Nacht erfüllen werde. Für dich wird es dann die Nacht der Nächte sein, das verspreche ich.«

Nostradamus gab keine Antwort. Er dachte nur an die Worte eines alten, weisen Propheten, der einmal gesagt hatte: »Der Teufel und eine schöne Frau. Wie dicht liegt doch beides zusammen...«

Er hatte recht behalten, dieser Mann...

Es war ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Zuerst die muffigen Gewölbe, und hier dieser herrliche Duft, der die privaten Gemächer der Fürstin durchwehte. Kostbares Parfüm, Rosenöl, Gewürze aus fernen Landen, auch Räucherstäbchen genannt, kostbare Brokatstoffe und gedämpfter Kerzenschein, dazu

die offenen Fenster mit den wehenden Gardinen davor, die so durchlässig waren, dass auch der Blütenduft des nächtlichen Gartens in die Gemächer wehte. Ein Traum.

Das hatte Nostradamus zuerst auch gedacht, als Dienerinnen kamen und ihn entkleideten. Sie führten ihn nackt in einen Raum, der als Badestube diente. Das Wasser schwappte bereits in einem im Boden eingelassenen kreisrunden Bottich, und von seiner Oberfläche stiegen die herrlichsten Düfte. Nostradamus musste in das Wasser steigen, konnte sich entspannen, bevor die beiden Dienerinnen damit begannen, ihn zu baden. Ihm wurde eine große Ehre zuteil, aber er sah die Mädchen kaum an, weil sich seine Gedanken um das Buch drehten, das die Fürstin mitgenommen hatte und es jetzt in ihren Gemächern las. Sie würde sich nur die letzten Seiten vornehmen, aber die reichten aus, und Nostradamus war gespannt, was sie ihm sagen würde. Nach dem Bad bekam er frische und neue Kleidung, die bequem war und um seinen Körper wallte.

Er selbst duftete nach dem Aroma des Badewassers. Nichts mehr war von dem Geruch des Kerkers zurückgeblieben, der sich in seiner alten Kleidung festgesetzt hatte.

»Wohin bringt ihr mich?« fragte er die jungen Dinger.

Sie lächelten ihn vielsagend an. »Zur Fürstin. Sie erwartet Euch!«

»Bitte.«

Durch mehrere Räume wurde er geführt, die allesamt prachtvoll ausgestaffiert waren. Sie zeigten zum Teil die Schönheit des Orients. All die Dinge stammten aus den Raubzügen italienischer Seefahrer, die das Mittelmeer unsicher gemacht hatten.

Katharina hatte viel davon abbekommen, aber so etwas interessierte Nostradamus nicht. Für ihn gab es andere Dinge. Wichtigere. Vor dem großen Gemach der Fürstin blieben die beiden Dienerinnen stehen und verbeugten sich. Die letzten Schritte ließen sie den Mann allein gehen, und dieser betrat einen Raum, in dem

Gold als Farbe vorherrschte und sich vereinigte mit den weiß bezogenen schwellenden Kissen und Polstern.

Auf einem Diwan lag Katharina. Sie trug ein langes weißes Kleid aus Tüll. Der dünne Stoff lag in mehreren Faltenbahnen übereinander und war trotzdem so durchsichtig, dass der Mann viel von der hellen Haut dieser Frau sehen konnte.

»Komm näher!« flüsterte sie.

Er ging auf sie zu. Neben dem Diwan stand ein kleiner Tisch aus Ebenholz. Auf ihm lag das Buch. Eine Flasche besten Wein sah Nostradamus am Rande. Auch die beiden Gläser, die für sie bereitstanden. Die Fürstin richtete sich nicht auf. Sie schaute den Arzt und Hellseher nur an. »Ist es wahr, was in deinem Buch steht?«

»So sah ich es.«

Sie nickte und flüsterte: »Dann ist es grausam. Ich will froh sein, in dieser Zeit zu leben und nicht in der, die Zukunft genannt wird. So ehrlich bin ich dir gegenüber.«

»Es hat dich erregt?«

»Ja, zum Negativen hin. Ich hätte nie gedacht, dass es so schlecht um die Menschheit steht.«

»Wir werden es nicht mehr erleben.«

»Das stimmt schon«, antwortete Katharina tonlos und richtete sich auf. Sie schüttelte sich dabei, als würde sie frieren, und der Mann sah ihre schwer fallenden Brüste durch den Stoff schimmern. »Es sollte eine besondere Nacht für uns werden«, erklärte sie. »Ich wollte zuerst dein Buch lesen und dir danach beweisen, wie dankbar ich dir bin. Jetzt kann ich es nicht mehr. Dein Buch hat mich erschüttert.«

»Das verstehe ich, Fürstin.«

»Das musst du auch, denn es ist furchtbar. Ich hätte nie gedacht, dass solche Voraussagen von Menschen getroffen werden können.« Ohne Nostradamus anzuschauen, sagte sie: »Du machst mir plötzlich

angst.«

»Soll ich deinen Hof verlassen?«

»Willst du es denn? Wenn du möchtest, ich würde dich nicht aufhalten.«

Nostradamus nickte. »Das hatte ich mir gedacht«, sagte er. »Ich wusste, dass dieses Buch einen Keil zwischen uns treiben würde. Es ist einfach zu schlimm. Du bist die einzige, die es außer mir kennt, und ich möchte auch, dass du die einzige bleibst. Ich werde das Buch und auch den Tisch mitnehmen auf meine Reise...«

»Wohin willst du denn?«

»In ein anderes Land.«

»Wirst du dort weiterforschen?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Zunächst einmal möchte ich Abstand zwischen diesem Abschnitt meines Lebens bringen und dem neuen, der vor mir liegt. Ich werde sicherlich forschen und mich weiterhin mit der Kraft und der Macht der Gestirne beschäftigen. Ob ich dabei neue Erkenntnisse bekommen werde, muss sich erst noch herausstellen.«

»Ich wünsche es dir. Wenn du noch einen Wunsch hast...«

»Ja, ich möchte ein Schiff haben.«

Katharina von Medici nickte. »Du wirst es bekommen, Nostradamus. Es wird bei Sonnenaufgang für dich im Hafen liegen. Und jetzt geh in deine Gemächer. Nimm das Buch mit...«

Nostradamus nahm es an sich. Er schaute nicht einmal zurück, als er das Zimmer durchquerte und die Gemächer der Fürstin verließ. Als einsamer Mann schritt er durch das Schloss, schwer gezeichnet von der Bürde eines unabwendbaren Schicksals...

Katharina von Medici hielt ihr Versprechen! Am nächsten Morgen lag ein Segler bereit, der den Mann über das Meer bringen sollte. Fünf Seeleute arbeiteten auf dem Schiff und warteten nur auf die

Befehle. Andere schleppten Nostradamus' persönliche Dinge auf das Schiff. Kisten und Truhen wurden getragen, die meisten voll mit Büchern, deren Verfasser er auch kannte.

Den Horoskop-Tisch trug er selbst. Er sollte keinesfalls in die Hände eines Fremden gelangen, und der Tisch wurde auch in die besser eingerichtete und ausgestaffierte Kabine gestellt, die Nostradamus für die Dauer seiner Reise bewohnte.

Nach Westen wollte er segeln lassen. Dort lag das Land der Spanier und auch der Franzosen. Er wusste noch nicht genau, für welches Land er sich entscheiden sollte. Die Spanier waren mächtig geworden. Einer ihrer großen Entdecker hatte ein gewaltiges Land angefahren, in dem wilde Menschen lebten und es angeblich ungeheure Mengen von Gold geben sollte.

Ein gelobtes Land. Amerika...

Aber dort wollte er nicht hin. Die Neue Welt war nichts für ihn. Das Abendland gefiel ihm besser. Hier waren die Kultur, die Wissenschaft und auch die Magie zu Hause.

Er dachte auch an die Kirche und die Macht der Bischöfe. Deshalb wollte er dafür sorgen, dass seine Aufzeichnungen nicht in deren Hände fielen. Gerade in streng katholischen Ländern ging man häufig gegen Andersgläubige wenig zimperlich vor. Inquisition war zu einem geflügelten Wort geworden. In Spanien geschah im »Namen Gottes«

Schreckliches und wurde von den Königen abgesegnet. Nein, dieses Land war nichts für ihn. Nostradamus hatte sich entschlossen, Frankreich zu besuchen. Dort wollte er auch bleiben, er stammte auch von dort.

Bevor er das Schiff betrat, drehte er sich noch einmal um. Er schaute über das Gewimmel im Hafen, und sein Blick flog in die Höhe, wo stolz das Schloss der Medici stand. Es lag im prallen Licht der aufgehenden Sonne, und Nostradamus wusste, dass es ein

Abschiedsblick war. Katharina von Medici gehörte für ihn jetzt schon der Vergangenheit an. Während das Schiff auslief, den Hafen durchquerte, um das offene Meer zu erreichen, schaute sich Nostradamus an Deck um. Er hatte der Fürstin nicht gesagt, welches Schiff er gern hätte, dieses war nicht hochseetüchtig. Es glich mehr einem Küstensegler, aber die Strecke zwischen Frankreich und Italien war schon zu schaffen. Blau und weit lag das Meer vor ihnen. Nahe der Küste hatte sich Dunst gebildet und ließ jegliche Umrisse verschwimmen. Die Sonnenstrahlen funkelten auf dem Wasser, als hätten sie es mit einem goldenen Teppich überdeckt.

Der Kapitän trat zu ihm. Er war ein bulliger Neapolitaner mit lauerndem Blick. Er fragte nach dem genauen Kurs, den er noch nicht bekommen hatte.

»Ich will nach Frankreich.«

»Sehr gut, Signore. Dann brauchen wir nicht zu weit raus.«

»Wieso? Habt Ihr Angst?«

»Es wird einen Sturm geben.«

Nostradamus wollte widersprechen, doch er traute dem Kapitän mehr zu als sich selbst. »Wenn Ihr es sagt.«

»Glaubt mir. Aber welche Stadt habt Ihr Euch ausgesucht? Es gibt viele an der Küste, die wir anlaufen können.«

»Ich dachte zunächst an Marseille.«

»Der Hafen ist gut. Wir werden den Kurs entsprechend ändern.«

»Ja, erledigt das. Ich bin unter Deck in meiner Kabine, falls irgend etwas ist.«

Nostradamus ging. Er hörte noch die Schreie des Kapitäns, als er die Befehle für die Kursänderung gab.

Nostradamus lag in seiner Koje. An die Schaukelei des Bootes gewöhnte er sich schnell, und er wollte endlich über sich und seine Zukunft nachdenken, aber dazu kam es nicht. Die langen Stunden der vergangenen Nacht forderten ihren Tribut. Zu stark wurde die

Müdigkeit, so dass dem Mann die Augen wie von selbst zufielen und er bald einschlief.

Irgendwann wurde er geweckt. Eine starke Hand rüttelte an seiner Schulter und schüttelte ihn durch. Überrascht und verschlafen öffnete der Mann die Augen.

Der Kapitän schaute ihn an. »Signore, aufstehen!«

»Was ist denn?« Verschlafen richtete sich Nostradamus auf und spürte den kalten Windzug, der durch die offene Tür in die Kabine blies und auch ihn erfasste.

Es war heiß gewesen, als sie den Hafen verließen, aber jetzt wirbelten die kalten Böen herbei, und er hörte auch das Brausen der Wellen, die gegen das Boot anrollten, es hochhoben, wieder zurückschleuderten, und über sich vernahm er das Knattern des Segels, in das der Wind ebenfalls wie ein gieriges Raubtier hineinfuhr.

»Ich habe es gesagt!« rief der Kapitän. »Der Sturm wird kommen. Er ist schon da. Viel früher.«

»Und wo sind wir?«

»Nahe der Küste!«

»Dann ist doch alles gut.«

»Nein, Signore, Ihr irrt Euch. Nichts ist gut.« Der Kapitän hielt sich an einem Stützpfeiler fest, weil das Boot so schwankte. »Der verdamnte Wind treibt uns von der Küste weg. Wir können es einfach nicht schaffen und wenn, dann besteht die Gefahr, dass wir zwischen die Klippen geraten und dort zerschellen.«

Jetzt endlich war der Mann hellwach. Nostradamus schaute auf sein Horoskop-Bild. Es hätte ihm noch gefehlt, wenn das Schiff sinken würde. Dann würde auch dieses Erbe vergehen. Ebenso wie das Buch.

»Könnt Ihr nichts machen, Kapitän?«

Der Mann lachte rau. »Ja, beten.« Im nächsten Augenblick glitt das

Boot in ein Wellental, die See kam über, schwemmte die Planken frei und fand ihren Weg durch die offene Tür auch in die Kabine, wo sie den Kapitän fast von den Beinen riss. Fluchend kämpfte er gegen das Wasser an und verließ den Raum.

Nostradamus aber wartete. Er traute sich nicht an Deck. Dort jagte Brecher auf Brecher über die Reling, und jedesmal, wenn die Flut zuschlug, hatte er das Gefühl, als würde das Schiff auseinanderbrechen. Irgendwann knackte der Mast. Er hörte das splitternde Geräusch, vernahm auch die Schreie der Besatzung, das Schiff wurde zum Spielball der Wellen, drehte sich, tauchte mit dem Bug tief ein, kam wieder hoch und wurde überschwemmt.

Steuerlos trieb es weiter.

Kniehoch stand das Wasser in der Gast-Kajüte. Und Nostradamus hockte noch immer auf seiner Liegestatt, während es um ihn herum brauste, toste und heulte, als hätte der Teufel persönlich die Pforten der Hölle geöffnet, um mit brutaler Hand alles niederzuschmettern, was sich ihm an Hindernissen in den Weg stellte. Nostradamus ergab sich in sein Schicksal.

Und womit er nie gerechnet hatte, trat ein. Der Sturm flaute ab, und er lebte noch immer. Als der Wind nur noch säuselte, riskierte er es, verließ die Kabine und kletterte an Deck, wo er inmitten eines Chaos stand. Da gab es nichts mehr, was heil geblieben wäre. Die Brecher hatten mit ihrer Wucht alles zerstört. Dass der Kahn überhaupt noch schwamm, war ein Wunder. Aber er würde sinken, denn irgendwo gurgelte und schmatzte es, als ob Wasser eindrang.

Menschen sah Nostradamus auf den ersten Blick nicht. Beim zweiten Hinsehen fand er zwei Tote. Unter ihnen befand sich der Kapitän. Nur zu erkennen an seiner Uniform, der Schädel war vom Mast völlig zerschlagen worden. Dem Matrosen daneben war es nicht anders ergangen.

Und die übrigen Seeleute würden irgendwo im Meer als Leichen

herumtreiben.

Nostradamus wusste, dass auch er nicht mehr lange zu leben hatte. Wenn das Schiff sank, gab es keine Chance mehr.

Aber er sah auch eine Rettung.

Das war der Küstenstreifen. In der glosenden, heißen Luft stand er wie eine Dunstfahne in der Ferne. Leider noch viel zu weit entfernt, um ihn schwimmend zu erreichen. Zudem dachte Nostradamus an seine beiden wertvollen Erbstücke, die er mitzunehmen hatte.

Ob der Teufel oder sein Widerpart die Hand im Spiel gehabt hatten, das wusste Nostradamus nicht zu sagen. Jedenfalls schaffte er es, die Küste zu erreichen.

Ein günstiges Schicksal - sprich Strömung - sorgte dafür, dass das Boot noch vor dem Sinken in flacherer Gewässer getrieben wurde und es Nostradamus schaffte, an Land zu gehen.

Auch seinen Horoskop-Tisch nahm er mit. Dann ließ er sich in den feinen Sand zwischen die Klippen fallen, erschöpft und glücklich. Er fiel in einen bleiernen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als die Sterne wie blankpolierte Metallteile am Himmel standen und auf ihn herabschauten. Es war Nacht.

Am Strand konnte er nicht liegen bleiben. So setzte er sich auf und nahm den Tisch hoch. Er stemmte ihn auf den Rücken, klemmte die Beuge der Ellenbogen um die vorderen Beine des Tisches und machte sich so auf die Wanderschaft ins Landesinnere.

Irgendwann traf er auf ein Zigeunerlager. Er konnte das Misstrauen der Menschen zerstreuen und freute sich darüber, dass er mitgenommen wurde. Nach Norden ging die Reise. Er hatte nichts dagegen. Und so reiste er mit den Männern, Frauen und Kindern weiter, bis sich seine Spur irgendwann verlor...

Ich erwachte aus einem tiefen Traum. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, geträumt zu haben. Aber so echt und intensiv, dass es kein

Traum gewesen sein konnte.

Ich spürte in meinen Knien das Zittern, schaute an mir herab und stellte fest, dass ich noch immer auf dem Boden stand, der mir Halt gab, obwohl es nicht danach ausgesehen hatte.

»John!«

Jemand sprach mich an, dessen Stimme ich kannte. Deshalb drehte ich mich zu dem Sprecher herum. Es war Bill Conolly.

»Hey«, sagte ich.

»Was ist denn los gewesen? Du warst plötzlich wie verschwunden, obwohl wir dich sahen. Was war mit dem Kreuz?«

Ach ja, das gab es auch noch. Ich schaute auf meinen Talisman und hob die Schultern. »Ich habe etwas Seltsames erlebt.«

»Und was?«

»Ich sah Nostradamus. Und nicht nur ihn. Ich konnte auch einen Teil des Weges verfolgen, den er gegangen ist, und dabei habe ich erlebt, wie dieses Bild-Horoskop entstanden ist.«

Caroline öffnete den Mund. Ein schrill klingendes Lachen schallte durch den Raum. Sie wollte mir nicht glauben. Auch ihr Vater schaute mich ungläubig an.

Anders Bill und Suko. Sie kannten mich, mein Kreuz und dessen Magie besser. Denn von ihnen hörte ich keinerlei Widerspruch. Sie schauten mich beide nur an und nickten gemessen.

Caroline Crion war ärgerlich geworden. »Weshalb erzählen Sie uns so etwas?« fuhr sie mich an.

»Weil es stimmt.«

Sie wollte eine Widerrede geben, ihr Vater mischte sich ein und verbot ihr sogar den Mund. Die Frau schwieg.

Dann wandte sich Fernando Crion an mich. »Gesetzt den Fall, Monsieur Sinclair, ich glaube Ihnen. Was können Sie uns dann an Einzelheiten wiedergeben.«

»Einige«, erklärte ich. »Oder sogar sehr viel. Ich habe erlebt, wie

Nostradamus in den Gewölben des Schlosses der Medici die letzten Seiten seiner Offenbarung schrieb.«

Fernando Crion blieb vor Staunen fast der Mund offen. Auch die Augen meiner Freunde wurden groß. Nur Caroline schüttelte den Kopf.

»Und das stimmt tatsächlich?« fragte Crion ächzend.

»Ich lüge Sie nicht an.«

»Wie war es denn?« Er hob die Schultern. »Entschuldigen Sie, wenn ich so dumm frage, aber mir fällt nichts anderes ein.«

Ich lächelte. »Das kann ich verstehen. Ich weiß zum ersten, was es mit den Grausamen Zwölf auf sich hat, und ich weiß ferner, wer Nostradamus die letzten Seiten seiner offenbarenden Schrift in die Feder diktiert hat.«

»Sagen Sie es!«

»Luzifer!«

Das war die nächste Bombe, die ich zur Explosion brachte und abermals Unglauben erntete.

»Den gibt es nicht!« schrie Caroline.

»Halten Sie den Mund!« fuhr Bill sie an, und die Sprache verstand sie.

Ich fuhr mit meinen Erklärungen fort. »Nostradamus versuchte, dieses Horoskop, das vor uns steht, unter den Schutz der zwölf Erzengel zu bringen. Er wollte also die stärksten Schutzgeister haben, die ihm bekannt waren. Das gelang nicht. Die Hölle war stärker. Luzifer erschien und diktierte ihm nicht allein die Offenbarungen des Schreckens mit Jahreszahlen, er sorgte auch dafür, dass die Grausamen Zwölf, das Pendant zu den Erzengeln, die Kontrolle über das Horoskop übernahmen. Mit anderen Worten, Monsieur Crion, Sie haben sich durch den Fund dieses Teils ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Das Horoskop, auf das wir starren, ist dem Bösen geweiht. Es steht unter dem Schutz des Höllenherrschers

Luzifer und seiner großen Diener, den zwölf Grausamen. Damit müssen Sie sich abfinden, und das erklärt auch die Morde an Ihren Mitarbeitern. Die Hölle kann und will nicht zulassen, dass wir Menschen erfahren, wie es tatsächlich um Nostradamus gestanden hat und wie seine letzten Offenbarungen zustande gekommen sind.«

Crion konnte es nicht fassen. Er schüttelte den Kopf, flüsterte Worte, die keiner von uns verstand und lehnte sich gegen die Wand. Dafür übernahm Bill Conolly das Wort. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, John, darf niemand etwas Genaues wissen.«

»So ist es.«

Er kam auf mich zu. »Aber wir wissen es jetzt.«

»Klar.«

»Deshalb stehen wir ebenfalls auf der Liste der Grausamen Zwölf. Oder wie sehe ich das?«

»Genau richtig. Ich frage mich nur, wann und wie die Hölle reagieren wird.«

Nach diesen Worten war es zunächst einmal still. Jeder hatte meine Erklärungen gehört und dachte darüber nach. Sogar Caroline enthielt sich einer spöttischen Bemerkung.

Mein Blick traf die Platte des Tisches. Wieder musste ich den Kopf schütteln. Es war unvorstellbar, was ich da zu sehen bekommen hatte. Mein Kreuz hatte mir einen Tunnel geöffnet, durch den es mir gelungen war, in die Vergangenheit zu schauen.

Ich wusste nun, aus welchem Grunde die Aufzeichnungen und Voraussagen Nostradamus' so schlimm gewesen waren. Luzifer hatte auch dort seine Hand im Spiel gehabt.

Mein Kreuz sah wieder normal aus. In ihm steckte eine gewaltige magische Kraft. Einen Teil hatte es freigelegt und mir gezeigt, dass wir etwas tun mussten.

Das sagte ich auch meinen beiden Freunden. »Wir können hier nicht nur herumstehen und warten, dass etwas geschieht. Selbst ist der

Mann.«

»Und was hast du vor?« wollte Bill wissen.

Die Antwort gab Suko. »Ich wäre dafür, den Horoskop-Tisch zu vernichten!«

»Nein!« Scharf klang Fernando Crions Ruf. »Das dürfen Sie auf keinen Fall machen. Es wäre gegen die Regeln. Ich habe mir Mühe gegeben. Dieser Tisch ist etwas Ungewöhnliches, da haben wir ein Stück Schicksal in den Händen...«

»Das für Sie zum Tod führen kann«, warnte ich ihn. »Denken Sie, daran, dass außer Ihnen alle schon gestorben sind. Ich an Ihrer Stelle würde meine eigenen Wünsche ein wenig zurückstellen.«

»Aber die ganze Arbeit, die wir...«

»Vergessen Sie es!«

Fernando Crion focht einen innerlichen Kampf aus. Er schaute mich an, dann seine Tochter, und er sah deren Achselzucken. »Sag du doch auch etwas, Caroline.«

»Vater, ich mische mich da nicht ein. Es war deine Arbeit, es ist dein Leben. Du hast dafür vieles aufgegeben, sogar deine Frau. Ich bin ähnlich wie du, wenn ich einen bestimmten Weg gehen muss. Ich habe für dich Verständnis. Tu, was du willst.«

»Soll ich das wirklich?« murmelte er.

»Bitte.«

Auch wir konnten ihm nicht raten. Es war seine Entdeckung. Er hatte lange genug geforscht. Entscheiden musste er sich. Wir konnten ihm nur Ratschläge geben.

Caroline Crion hob die Schultern. »Jedenfalls werde ich diese ungastliche Stätte verlassen«, erklärte sie. »Ich mixe mir einen Drink und werde abwarten.« Sie nickte uns zu, wandte sich ab und schritt zur Tür. Wir konnten sie nicht aufhalten, weil es einfach keinen Grund gab. Möglicherweise war es auch besser so, denn Caroline stand unserer Arbeit sehr skeptisch gegenüber.

Aber sie kam nicht weg.

Kurz vor der Tür blieb sie stehen. Wir hörten ihre Stimme, sahen ihre ungewöhnlich anmutenden Bewegungen, als sie die Arme ausstreckte, zur Klinke greifen wollte, ihre zufassende Hand aber auf halbem Wege stehen blieb, und sie selbst zurückgedrückt wurde. Sie führte die Bewegung weiter aus und drehte sich auch aus ihr zu uns herum.

»Ich komme nicht raus!« Etwas krächzend klang ihre Stimme und gleichzeitig sehr leise. Mit ihrer typischen Bewegung strich sie die Haare zurück. Diesmal langsamer, zögernd. Auch sie schien gemerkt zu haben, dass etwas nicht stimmte.

»Was spürten Sie?« fragte ich.

»Ein... ein...« Sie lachte gekünstelt. »Ein Hindernis, obwohl ich nichts sah. Ich hatte das Gefühl, und jetzt lachen Sie mich nicht aus, gegen eine Wand zu greifen, bei der es für mich kein Durchkommen gab.«

Keiner von uns lachte. Im Gegenteil. Unsere Gesichter hatten sehr ernste Züge angenommen.

Caroline Crion wandte sich an mich und streckte mir den Zeigefinger entgegen. »Sie sind doch so schlau, Monsieur Sinclair. Jetzt geben Sie mir mal eine Erklärung.«

»Die können Sie haben, Mademoiselle Crion. Sie ist sehr simpel. Wir sind bereits gefangen.«

»Von wem?« fragte Fernando.

»Diejenigen, die nicht wollen, dass ihr Geheimnis preisgegeben wird. Dass die Arbeit eines Nostradamus gefunden wurde, konnten oder wollten sie nicht verhindern. Aber niemand soll wissen, wie sie zustande kam. Deshalb können wir diesen Raum mit einer Sterbezelle vergleichen, wenn es nach unseren Gegnern geht. Sie...«

Das Wort wurde mir durch ein Fauchen vom Mund gerissen, denn über dem Horoskop-Tisch entstand aus dem Nichts eine Flamme. Sie

umhüllte ein Schwert, dessen Griff von einem Totenkopf verziert war, der gelblichweiß schimmerte.

Alle schauten hin. Auch ich.

Aber ich sah noch etwas anderes, als ich den Blick senkte, denn innerhalb des Kreises schimmerte plötzlich ein Gesicht mit weit aufgerissenen Augen. Ein Frauengesicht, und das kannten Bill, Suko und ich sehr genau. Aber nur ich sprach den Namen der Frau aus. Den Namen einer Verstorbenen.

»Tanith...«

Sie war es, denn ihre Züge waren in meiner Erinnerung noch ebenso lebendig, als hätte ich erst gestern mit ihr in einem kleinen Café in Paris zusammengesessen und einen Schluck getrunken.

Tanith, die Wahrsagerin, die Verstorbene, die durch den Stich eines Messers umgekommen war. Ausgeführt ebenfalls von einer vom Teufel persönlich gedungenen Frau namens Fedora Golon, einer Malerin, die an der Küste lebte und nach Paris gefahren war, um diese Tat zu vollbringen.

Nichts geschah ohne Grund oder Motiv. Auch Tanith hatte sterben müssen, weil sich etwas in ihrem Besitz befand, das Asmodis unbedingt haben wollen.

Eine Kugel...

Für eine Wahrsagerin gehörte sie praktisch zu den Arbeitsgeräten, aber diese Kugel war etwas Besonderes gewesen. Es gab Zeiten und Strömungen, die Tanith als besonders günstig hatte errechnen können. Wenn sie sich dann auf ihre Kugel konzentriert hatte, war es ihr möglich gewesen, ihren Geist auf die Reise zu schicken. Sie konnte in einer Zwischenwelt mit anderen Geistgestalten und längst Verstorbenen Kontakt aufnehmen, und so war es ihr auch gelungen, eine Verbindung zu dem längst verstorbenen Nostradamus zu bekommen. Er hatte ihr in manchem eine Hilfestellung gegeben, doch nach dem Mord war die Kugel geraubt worden.

Der Teufel hatte sie.

Aber es gab ein Gegenstück zu ihr. Der Kelch des Feuers. Und der hatte sich in meinem Besitz befunden. Kelch und Kugel passten zusammen. Sie bildeten eine Einheit. Das hatte ich später feststellen müssen, als ich Sheila aus dem Vorhof der Hölle zurückholen wollte. Es war eine Tat gewesen, die ich nie vergessen würde. Mein Kreuz, der Kelch und die tote Tanith hatten mir den Weg in das Unsichtbare eröffnet. Ich hatte die Grenzen überwinden können und war eingegangen in das Zwischenreich, wo sich schreckliche Szenen abspielten. Auf dem Rückweg hatte Tanith den Kelch an sich genommen, weil sie beides haben wollte. Kugel und Kelch.

Es war mir nicht gelungen, an die Kugel heranzukommen weil sie einen furchtbaren Bewacher besaß. Den tödlichen Golem. Ebenfalls vom Satan eingesetzt, und so besaß der Teufel die Kugel und die tote Tanith, die nicht im direkten Jenseits existierte, sondern in der Zwischenwelt, dem Kelch. Es stand weiterhin unentschieden.

Jetzt meldete sie sich plötzlich wieder, und ich war fasziniert, als ich auf ihr Gesicht schaute. Das über dem Tisch schwebende Schwert vergaß ich, ich sah nur Tanith, die noch so aussah wie zu Lebzeiten, denn ihr Haar schimmerte in dem gleichen Rot, und auch das weiche Frauengesicht kannte ich so von früher her.

Allein die Augen schienen mir einen anderen Ausdruck zu besitzen. Sie kamen mir vor, als hätten sie Schlimmes und Schreckliches gesehen, so weit geöffnet waren sie.

Endlich hatten auch die anderen gesehen, wessen Bild sich dort abzeichnete, und ich hörte Fernando Crion flüstern. »Wer... wer ist das?« hauchte er.

»Eine Wahrsagerin«, erklärte ihm Bill, um sich danach an mich zu wenden. »Verflixt, John, was kann das bedeuten?«

»Keine Ahnung.«

»Kannst du sie fragen?«

»Ich versuche es.«

Man konnte dieses »Fragen« nicht als ein normales Sprechen bezeichnen. Wer mit den Toten in Kontakt treten wollte, musste dafür bestimmte Regeln erfüllen. Er konnte kein normales akustisches Zweiergespräch führen, sondern war gezwungen, auf geistigem Wege eine Verbindung zu schaffen.

Das tat ich. Ich konzentrierte mich auf das Gesicht mit den großen Augen. Wir verständigten uns durch Blicke. Ihre Pupillen schienen magnetisch zu wirken. Ich jedenfalls fühlte mich von ihnen angezogen. Ich schickte meine Gedanken auf die Reise und formulierte sie zu einem ersten Gruß. »Ich freue mich, dass du noch existierst, Tanith...«

Ich hörte ihr Lachen wie einen fernen Glockenklang in meinem Gehirn widerklingen. »Ja, ich lebe noch, aber in und auf einer anderen Ebene als ihr Menschen...«

»Und du besitzt noch den Kelch?«

»Ja, wobei ich nach wie vor auf die Kugel warte...«

»Tut mir leid. Ich habe es damals nicht geschafft...«

»Das weiß ich, John. Es soll dir auch kein Vorwurf gemacht werden, aber ich sehe düstere Wolken am Horizont. Du wirst es schwer haben, gegen deine Gegner zu bestehen. Nostradamus und ich haben uns gefunden. Unsere Geister schlossen sich kurz. Ich weiß alles über dieses Horoskop und wie gefährlich es ist.«

»Dann sag es bitte.«

»Du musst mir zuhören, John.« Ihre Stimme hatte einen noch ernsteren Klang bekommen. »Dieses Horoskop, das von Nostradamus stammt, ist beeinflusst worden. Du hast selbst einen Blick in die Zeit hineinwerfen können, und jeder, der zuviel über diese Dinge weiß, gerät in den Bann dieser Voraussagung, die sehr schlimm werden kann...«

»Für wen?«

»Nicht allein für die Allgemeinheit, John, auch für den einzelnen, und damit meine ich dich. Ich habe in diesem Horoskop dein Schicksal gelesen. So wie es sich erfüllen wird.«

Damit hatte ich nicht gerechnet, ging unwillkürlich einen halben Schritt zurück und schüttelte den Kopf. Meine Freunde merkten natürlich, was los war, und sie sprachen mich an. »John«, sagte Bill. »Du bist so bleich geworden...«

Ich winkte nur ab. Nur nicht durcheinanderbringen lassen wollte ich mich. Es gelang mir zum Glück, abermals einen Kontakt zu der verstorbenen Wahrsagerin zu finden. »Tanith. Du hast von meinem Horoskop gesprochen. Von einem ganz persönlichen. Was kommt als Ergebnis dabei heraus?«

»Es ist dein Schicksal.«

»Ja, das weiß ich!« formulierte ich in Gedanken. »Aber was bedeutet das genau?«

»Es ist nicht nur dein Schicksal, John, es ist dein Tod. In diesem Horoskop lese ich, wann du sterben sollst. Du und auch die anderen, die es kennen. Kismet, sagte man...«

»Und wann wird das sein?«

»Noch in den nächsten Stunden. So haben es die Grausamen Zwölf beschlossen...«

Das hatte ich mir gedacht, deshalb war ich von den Worten nicht so überrascht worden. Mein ganz persönliches Horror-Horoskop hatte sie mir mitgeteilt, nur gehörte ich zu den Menschen, die nicht so recht an Horoskope glauben wollten und das Wort Kismet zwar kannten, sich aber ungern mit dem Schicksal abfanden. Ich wollte kämpfen.

»Was hast du denn?« erkundigte sich Bill und fasste nach meinem Arm.

»Was hat man dir Schlimmes mitgeteilt?«

»Meinen Tod!« erwiderte ich.

Bill trat zurück. »Das ist nicht wahr!«

»Doch, und ihr sterbt mit mir. Tanith hat es als Kismet bezeichnet. Wir müssen uns damit abfinden.«

»Aber du nicht!« sagte Suko plötzlich. »Und ich auch nicht. Keiner von uns wird sich damit abfinden, solange es noch eine Chance gibt.« Der Inspektor schaute auf das Gesicht der verstorbenen Wahrsagerin. »Nicht wahr, Tanith? Keiner!«

Ich fiel Suko ins Wort. »Es ist meine Sache.«

»Aber wir sollen ebenfalls sterben!« rief Bill.

»Falls es keine andere Möglichkeit gibt«, erwiderte ich. »Und die muss ich einfach finden!«

»Versuch es!«

Taniths Gesicht stand noch immer im Mittelkreis. Umgeben war es von den zwölf Tierkreiszeichen. Das Schwert schwebte über ihr und konnte jeden Moment fallen. Wobei ich mich fragte, aus welchem Grund dies nicht geschah.

»Du hörst mich, Tanith?«

»Ja.«

»Und du hast mitbekommen, was wir wollen?«

»Auch das, John. Ihr wollt gegen das Schicksal ankämpfen und euch nicht ergeben.«

»So ist es.«

»Damit würdet ihr, falls ihr es schafft, Nostradamus als einen Lügner hinstellen.«

Den Gedankengang begriff ich nicht. »Wieso dies?«

»Weil sich seine Voraussagen dann nicht erfüllt hätten. Er hat das Horoskop erstellt...«

»Aber unter dem Einfluss des Teufels.«

»Das stimmt«, gab Tanith zu.

»Und deshalb habe ich Hoffnung«, erklärte ich. »Sogar große Hoffnung, dass es mir gelingen wird, diese Wand zu durchbrechen. Denk daran, auch Luzifer kann sich irren.«

»Glaub mir, John, dass ich es für dich hoffe. Aber es wird sehr schwer sein. Ich habe eine Lücke gefunden, du siehst mich. Ich bin erschienen, um dir zu helfen. Zudem bat mich der große Nostradamus darum. Er sah alles anders als der Fürst des Bösen, aber man hat ihn gezwungen, und Luzifer hat bereits seine Mörder zu euch geschickt, Sie sind da, ihr seht sie nur nicht. Noch nicht...«

»Wer ist es?«

»Die Grausamen Zwölf!«

Ich zuckte zusammen, als ich diese Antwort vernahm. Etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Als ich jedoch mit der Tatsache konfrontiert wurde, spürte ich das Herzklopfen. Wir gegen die Grausamen Zwölf. Konnte das gut gehen?

»Sie haben beschlossen, euch in diesem Raum zu vernichten«, hörte ich die geisterhafte Stimme der Verstorbenen in meinem Hirn. »Für Luzifer wird es dann ein großer Sieg. Starke Gegner sind ausgeschaltet worden. Er würde jubeln und triumphieren können. Dann hätte er es geschafft, einen großen Stein zu räumen.«

»Und es gibt keine Chance?« fragte ich im Geiste nach.

»Ein Horoskop kann nicht lügen...«

Das genau nahm ich Tanith nicht ab. Vielleicht log ein von Nostradamus erstelltes Horoskop nicht, wenn er es ohne Beeinflussung erstellt hatte. Aber er war beeinflusst worden. Von den Kräften der Finsternis, und gegen sie gab es Waffen.

Wie mein Kreuz und auch der Kelch!

Davon sprach ich. »Ich bitte dich, Tanith. Du hast den Kelch, und du erinnerst dich auch, was damals passierte, als er und das Kreuz eine Verbindung eingingen. Es entstand eine Brücke, die mich in dein Reich führte, in die Dimension der Unsichtbaren, in das Zwischenreich. Da habe ich gekämpft, und ich möchte versuchen, dies zu wiederholen. Mit deiner Hilfe, Tanith...«

»Das weiß ich, John!«

»Und bist du auch bereit, dir und mir diesen einen großen Gefallen zu tun, der vielleicht eine Wende einleiten kann?«

»Ja!«

Ich atmete tief durch, denn ich wusste, dass ich nun nicht mehr allein stand. Die anderen hatten meine Reaktion bemerkt. Sie wollten Fragen stellen, ich aber winkte schon im Vorfeld ab, denn ich wollte auf keinen Fall etwas von ihnen hören.

»Was soll ich tun?«

»Nimm das Kreuz. Nimm es schnell!« Plötzlich hörte ich aus der »Stimme« eine gewisse Hektik.

Okay, ich hielt es noch fest. Die Silberkette war um mein Gelenk geschlungen, aber das Kreuz selbst pendelte dem Boden entgegen. Es schwang dabei von einer Seite auf die andere.

Behutsam trat ich einen Schritt näher an den Tisch heran. Taniths Gesicht verwischte, statt dessen drang ein anderer Gegenstand aus den Tiefen hervor. Der Kelch!

Ich hielt für einen Moment den Atem an. Dieser Kelch war etwas Besonderes. Vor Jahren hatten wir ihn den Teufelsmönchen abgenommen und nicht gewusst, welche magische Kraft in ihm steckte.

Nun wusste ich vieles über ihn und besaß ihn trotzdem nicht mehr, weil Tanith ihn gebraucht und er bei ihr besser aufgehoben war. Als goldener Schimmer war er zu sehen, wie er sich in die Höhe drückte und ich in seine Öffnung schauen konnte.

Es war wie damals in meiner Wohnung. Da hatte auch ich auf dem Boden des Kelchs Taniths Gesicht schimmern sehen. Ihre Züge nahmen auch jetzt den gesamten Grund ein, und ich sah sogar das feine Lächeln auf dem Gesicht der längst verstorbenen Frau.

Ja, sie lächelte mir entgegen. War es die Hoffnung? Ich spürte einen kalten Hauch, der über meinen Nacken strich, und einen Augenblick später hörte ich den Ruf meines Freundes Bill und dazwischen das

dumpfe Aufstöhnen Fernandos.

Ich drehte mich um. Wohl wissend, dass es vielleicht ein Fehler war, so zu reagieren, aber ich musste es einfach tun und nahm mir diese Zeit. Es war alles wie zuvor. Bill, Suko, Crion und seine Tochter standen dort wie angenagelt.

Aber alle, und da schloss ich mich ein, waren von den grauen, schattenhaften Gestalten eingekreist, obwohl niemand von uns den Namen aussprach, wussten wir sofort, um wen es sich dabei handelte. Luzifer hatte seine Diener geschickt. Die Grausamen Zwölf!

Hatten wir gegen sie noch eine Chance? Ich wollte es kaum glauben. Es waren einfach zu viele. Wenn sie angriffen, würden sie über uns herfallen wie Hunde über eine Beute, denn mit unseren Waffen, die uns gegen Dämonen und anderes schwarzmagisches Gesindel schützten, konnten wir gegen sie nichts anfangen, weil sie eben Geistwesen oder Gespenster waren.

Uns blieb nur die Chance der reinen Magie!

Die zwölf Gegenengel rührten sich nicht. Sie standen da wie festgefrorene Schatten, und keiner von ihnen war bewaffnet. Ihr Schwert schwebte über dem Tisch. Es war auch für mich eine Drohung, denn es konnte sehr leicht nach unten rasen und mit seiner Spitze mein Handgelenk durchbohren, wenn ich Kreuz und Kelch zusammenbringen wollte.

Das alles schoss mir durch den Kopf und wurde von der warnenden Stimme meiner alten Freundin Tanith verdrängt. »Du musst schnell sein, John, schnell. Die Brücke ist die einzige Chance. Kreuz und Kelch müssen vereint werden!«

»Ja!« Diesmal schrie ich das Wort, drehte mich wieder und legte das Kreuz genau dorthin, wo sich der Kelch in der Platte abzeichnete. Zwei Dinge geschahen fast gleichzeitig.

Taniths Gesicht verschwand aus dem Kelch, und gleichzeitig stieg

aus ihm ein goldener Schein auf, der sich der Farbe des Kelchs anpasste. Ich kannte dieses Phänomen schon und hatte das Gefühl, ein Kriechstrom würde durch meine Hand fließen, hoch bis ins Schultergelenk.

Die Augen hielt ich verdreht, weil ich hoch zu dem Flammenschwert schaute und dabei merkte, dass mich nichts mehr hielt und ich fast über den Tisch gezogen wurde.

Ja, ich befand mich innerhalb des Strahls, sah das Schwert, das anfang zu zittern und urplötzlich nach unten raste. Genau auf mich zu. Ausweichen konnte ich nicht mehr!

Ich hörte noch den gellenden Schrei und wusste nicht, wer von den Zuschauern ihn ausgestoßen hatte. Jedenfalls mussten Bill und Suko mit ansehen, wie das Schwert in die Gestalt ihres Freundes hineinraste und ihn praktisch in zwei Hälften teilen wollte.

Haargenau traf es - und ich spürte keinen Schmerz!

Dabei hatte ich das Gefühl, dem Schwert ausgewichen zu sein, was aber nicht stimmte, es hatte sehr genau getroffen und rammte auch mit seiner Spitze in den Kreis, wo es stecken blieb und die Flammen wie feurige Zungen in die Höhe trieben.

Ich aber lebte. Weshalb?

Es gab nur eine Erklärung dafür. Diesmal war das gleiche Phänomen eingetreten wie in der Wohnung. Kreuz und Kelch hatten sich verbunden, die Brücke zwischen ihnen war entstanden, über die ich gehen konnte und nun zu einem feinstofflichen Wesen wurde. Ich war selbst ein Geist! Und das konnte man als das unwahrscheinliche Phänomen bezeichnen. Ich hatte den Schritt aus unserer Welt gewagt und war in ein Zwischenreich gelangt, in dem auch die verstorbene Tanith lebte. Sie aber als Tote - und ich als Mensch.

»Willkommen, John«, sagte sie und breitete die Arme aus. Ich drehte mich. Es kam mir ebenso vor wie sonst auch. Da war alles völlig normal, obwohl ich mich in einer anderen Ebene befand, wo

irdische Dimensionen und Grenzen aufgehoben waren. Vor mir stand Tanith. Oder vielmehr ihr Geist. Und er hielt die Arme ausgestreckt, um mich in der Welt der Toten willkommen zu heißen...

Selbst Suko und Bill Conolly, die viel erlebt hatten, standen da und staunten. Ihr Freund John Sinclair hatte alles riskiert und eine unwahrscheinlich starke Magie eingesetzt.

Sie hatten das Schwert fallen und auch treffen sehen, aber John Sinclair war nicht vernichtet, denn es war ihm gelungen, in eine andere Existenzebene überzuwechseln.

Aus einem Menschen war ein Geist geworden.

Und dieses Phänomen hatte die vier Wartenden so mitgenommen, dass sie die unmittelbare Gefahr, in der sie durch die Anwesenheit der zwölf Grausamen schwebten, völlig vergaßen.

Nahmen Suko und Bill es noch relativ gelassen hin, so reagierten die Crions anders. Sie waren entsetzt und ungläubig, schüttelten die Köpfe und wussten nicht, wie sie den Vorgang kommentieren sollten. Selbst Caroline war bleich geworden und hielt sich an ihrem Vater fest, als würde der ihr einen besonderen Schutz geben können. Fernando drehte den Kopf. Er wusste genau, dass er keine Erklärung geben konnte. Er war Historiker, hatte sich zwar auch mit den Legenden und Mythen anderer Völker beschäftigt, auch die Gebiete der Magie gestreift, und trotzdem hatte er das Gefühl, wie ein Lehrling vor seinem Meister zu stehen, denn dieser Vorgang ging über seine Kraft. Mühsam presste er die folgenden Worte hervor. »Er ist verschwunden!« ächzte er.

Suko nickte und sprach. »Ja, John Sinclair ist nicht mehr sichtbar. Trotzdem weilt er noch unter uns.«

»Nein, das ist doch!« Crion schaute Suko wild an. »Dafür gibt es keine Erklärung.«

»Doch, wir haben sie«, sagte Bill leise. »Nennen Sie es

meinetwegen Zustandsänderung. Wir wissen aus Untersuchungen, dass ein Mensch, wenn er gestorben ist, in einem anderen Zustand oder eine andere Phase seines Daseins übergeht. So ist es auch mit John Sinclair geschehen.«

»Dann lebt er nicht mehr!« stellte Caroline mit klirrender Stimme fest.

»Dann muss das Schwert ihn vernichtet haben, auch wenn wir kein Blut sahen und keine Leiche...«

Suko widersprach diesmal. »Dem ist nicht so!« erklärte er mit fester Stimme. »Wir können John nicht mit einem normalen Menschen vergleichen, obwohl er das ist. Aber er ist der Sohn des Lichts, und er besitzt Waffen oder Mittel der weißen Magie, die ihn in die Lage versetzen, Dinge zu tun, die uns unmöglich erscheinen. Er befindet sich in einem Zwischenreich, in der ersten Stufe nach dem Tod und lebt trotzdem. Schon einmal hat er sich in eine solche Situation begeben, um mich und meine Frau aus dem Vorhof der Hölle zu retten. Er hat es damals fast geschafft. Ich wurde gerettet, John kehrte zurück, und wir wollen hoffen, dass ihm diesmal das gleiche gelingt. Ja, das wollen wir hoffen«, wiederholte der Reporter noch einmal und bekräftigte seine eigenen Worte durch ein Nicken.

Keiner der Crions gab eine Antwort, denn niemand wusste, ob es genau stimmte. So warteten sie ab, und Caroline drückte sich noch fester gegen ihren Vater.

Bill trat an Suko heran. Er warf dabei einen vorsichtigen Blick auf die zwölf Grausamen. »Hast du etwas vor?« erkundigte er sich flüsternd.

»Ja.«

»Und was?«

»Ich werde das Schwert an mich nehmen.«

Bill war für einen Moment perplex. »Ja und?«

»Es ist ganz einfach«, antwortete Suko flüsternd. »Wenn ich das Flammenschwert in der Hand halte, werde ich das tun, was schon zu Beginn der Zeiten getan worden ist. Ich vertreibe das Böse mit dem Feuer. Damals stieß der Erzengel Michael Luzifer in die Tiefen der Verdammnis. Ich will nicht so vermessen sein und mich mit ihm vergleichen, aber es ist ähnlich, wenn ich die Waffe an mich nehme und sie gegen Luzifers Schattenengel einsetze.«

Bill sagte zunächst einmal nichts, weil er die Worte erst überdenken musste. Nach einer geraumen Weile fragte er: »Du weißt selbst, welches Risiko du damit eingehst?«

»Das ist mir bekannt.«

Der Reporter versuchte, Suko von seinem Plan abzubringen. »Es ist keine Waffe für dich. Sie entstammt einer anderen Welt, du wirst sie nicht führen können.«

»Hast du einen anderen Vorschlag? Einen besseren?«

»Warte auf John!«

Suko schüttelte den Kopf. »Das werde ich nicht. Er wird ebenfalls versuchen, aus dem Unsichtbaren einzugreifen, und vielleicht gelingt es ihm auch, mich zu unterstützen. Wie auch immer, wir müssen es abwarten. Ich jedenfalls nehme das Schwert. Noch haben sich die Grausamen Zwölf nicht gerührt und warten ab.«

»Vielleicht wollen sie das nur!«

»Was?«

»Dass du ihr Schwert nimmst und versuchst, sie zu vernichten oder wie auch immer.«

»Es ist mein Risiko.«

»Nicht nur deines, Suko.«

Der Inspektor schaute seinen Freund kurz an. Bill las in Sukos Augen die unabwendbare Entschlossenheit, den einmal vorgenommenen Weg zu gehen, und er gab auf.

»Gut, wenn du meinst, dann tu es.« Noch ein Schulterzucken setzte

er hinzu.

Suko aber ging. Seine Schritte waren steif geworden. Drei Augenpaare beobachteten ihn. Die Crions standen dicht beisammen. Auch sie sahen so aus, als wollten sie etwas sagen, doch sie hielten sich zurück und schauten zu, wie sich der Inspektor dem Horoskop-Tisch näherte, in dessen Mitte das Schwert steckte.

Noch zwei Schritte, dann noch einer... Suko berührte den Tisch. Die Grausamen Zwölf rührten sich noch immer nicht. Als gespenstische, stumme Gestalten standen sie im Hintergrund, beobachteten und warteten darauf, dass Suko den Totenkopfgriff umfasste und dabei auch mit den Flammen in Berührung kam.

Konnte er das überstehen?

Jedenfalls dachte der Chinese nicht daran, aufzugeben. Was er sich einmal vorgenommen hatte, führte er auch durch, und wenn er dabei verlieren sollte.

Trotzdem musste er einen inneren Schweinehund überwinden, als er seinen rechten Arm vorschob und die Hand in die Nähe des Schwertgriffs brachte. Er näherte sich auch den Flammen, hätte ihre Hitze auf seiner Haut wie die starken Bisse irgendwelcher Raubtiere spüren müssen, und doch nahm er nichts wahr.

Er griff durch die Flammen, umklammerte den Totenschädelgriff und hielt die Waffe für einen Moment fest.

Die anderen hielten den Atem an. Sie konnten nicht fassen, dass Sukos Hand nicht verbrannte. Nur Bill gab eine Erklärung, da er über die Existenz eines magischen Feuers Bescheid wusste, im Gegensatz zu Vater und Tochter Crion.

Suko versuchte, die Klinge mit einem Ruck aus der Tischmitte zu ziehen. Das gelang ihm nicht, er musste noch einmal nachgreifen und hielt die Waffe plötzlich in der Hand.

Für einen Moment durchströmte ihn ein Gefühl des Triumphs, das sich als Schauer auf seinem Rücken manifestierte. Er hatte es

tatsächlich geschafft und drehte sich langsam um.

Das Schwert machte diese Bewegung mit. Die Flammen tanzten und bewegten sich dabei, als sie die Klinge bei ihrer Drehung begleiteten. Sie glitten über Sukos Gelenk und erreichten mit ihren zuckenden Spitzen fast das Kinn des Inspektors.

Er spürte nichts - bis auf den Drang in seinem Innern, der alle anderen Gefühle und sogar sein eigenes Ich zurückdrängte.

Er hatte die Waffe. Er konnte damit umgehen, er konnte auch damit töten. Plötzlich lief ein Zucken über sein Gesicht. Als es vorbei war, hatten sich seine Züge verändert. Sie waren hart geworden, wie aus Granit gemeißelt, und er schaute mit einem mörderischen Blick in die Runde, so dass es den drei anderen angst und bange wurde. Bill verstand als erster. Er kannte Suko lange genug und wusste plötzlich, welch schlimme Veränderung mit ihm vorgegangen war. Jetzt war ihm auch klar, weshalb der Chinese das Schwert ohne große Hindernisse hatte an sich reißen können.

Es war eine magische Waffe, sie stammte aus der Hölle, vom Bösen ab, und dieses übertrug sich auch auf den Träger der Klinge. In diesem Fall war es Suko.

Und damit hatten - so dachte Bill Conolly -, die zwölf Grausamen einen weiteren Helfer bekommen.

»Suko!« Bills peitschende Stimme unterbrach die Stille. Er sah auch, dass der Inspektor ihn gehört und verstanden hatte, denn Suko drehte sich nach Bill um.

»Das Schwert weg!«

Der Chinese grinste nur. Ein scharfes widerliches Auseinanderziehen der Lippen, das seinem Gesicht einen unbeschreiblich abstoßenden Ausdruck gab.

So konnte ein Mensch nur reagieren, wenn er von etwas Fremdem befallen war. So wie Suko.

Und er schritt vor. Das Schwert mit den Flammen hielt er in der

rechten Hand. In einer schrägen Linie zeigte die Spitze auf das erste Ziel. Es waren die Crions!

Bleich und fassungslos standen sie da. Sie wussten wahrscheinlich nicht, was Suko vorhatte und in welcher großen Gefahr sie schwebten. Sie schauten ihm nur entgegen, in ihrem Blick flackerte es, und Bill wusste, dass es höchste Zeit wurde.

»Verschwindet!« schrie er. »Geht ihm aus dem Weg!«

Sie blieben. Und Suko ging weiter. Er wollte mit einem Schlag alles klarmachen und beide vernichten, deshalb drückte er seinen rechten Arm nach außen, damit er zu einem exakten Runds Schlag ausholen konnte.

Bill Conolly wusste, dass es keine andere Möglichkeit mehr gab, um Suko zu stoppen, als alles auf eine Karte zu setzen, auch wenn der Inspektor sein Freund war. Das Leben der anderen hatte Vorrang. Und Bill Conolly zog seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta...

Tanith kam mir entgegen!

Die Arme vorgestreckt, das Gesicht zu einem Lächeln verzogen, ebenso feinstofflich wie ich, und so schwebten wir aufeinander zu, obwohl ich noch immer das Gefühl hatte, auf dem Boden zu stehen und nicht in einem leeren Raum.

Je mehr sie sich uns näherte, um so mehr verschwand ihr Lächeln. Als wir uns berührten und ich sie ebenso wenig spürte, wie sie mich, weil unsere Hände aneinander vorbeiglichen, war das Lächeln aus dem Gesicht verschwunden.

»Was ist?« fragte ich.

»Du hast es geschafft, John.«

»Und gewonnen.«

Da schüttelte sie den Kopf und gab mir eine flüsternde Antwort. »Nein, ich glaube nicht, dass du schon gewonnen hast. Es ist einfach

zu schwer, die anderen Kräfte sind zu stark und mächtig. Sie werden dich vernichten, trotz meiner Hilfe...«

Ich kam nicht ganz mit. »Wie soll ich das verstehen?«

»Es ist so, John. Ich habe die Brücke geschlagen und dadurch versucht, dich zu retten. Aber ich konnte wirklich nur dich zu mir holen und nicht die anderen, wie deine beiden Freunde...«

»Ja, sie blieben zurück.«

»Und das ist schlimm.«

Ich konnte mir schon denken, was sie damit meinte, fragte aber trotzdem nach. »Ist es die Anwesenheit der Grausamen Zwölf?«

»Ja, und nicht nur sie.«

»Sondern?«

»Willst du es sehen?«

»Ich muss es!«

Taniths Blick blieb ernst. »Ich habe dich dort weggeholt, damit sich dein im Horoskop dargestelltes Schicksal nicht erfüllen kann. Aber die anderen werden dafür zu büßen haben, deine Freunde...«

»Was ist mit ihnen, Tanith?«

»Schau hinunter!«

Das tat ich auch, drehte mich auf der Stelle, senkte den Blick und hatte plötzlich das Gefühl, in einem Flugzeug zu sitzen, in die Tiefe zu starren, aber nur einen ganz bestimmten Ausschnitt des Erdbodens zu sehen. Eben nur einen, den man mir zeigen wollte, nichts anderes. Ich blickte in das Verlies und sah meinen Freund Suko, wie er das Schwert aus dem Tisch zog.

»Jetzt hat er es schon!« hauchte Tanith.

»Na und?«

Sie lachte. »Was heißt na und? Du wirst sehen, dass die Kraft des Bösen, die in der Klinge steckt, nicht allein auf sie beschränkt bleibt. Sie wird auf deinen Freund Suko übergehen und ihm befehlen, was er zu tun hat.«

»Was kann sie sagen?«

»Zwölf Grausame beobachteten im Namen Luzifers euren Tod. Das war bisher so. Doch nun sind es dreizehn geworden. Du kannst deinen Freund Suko hinzuzählen!«

Das war ein Schlag. Ich fühlte mich plötzlich verdammt schlecht. Auch ohne dass Tanith mir weiterhin etwas erklärte, wusste ich, was da geschehen war und auch noch geschehen würde. Wenn Suko tatsächlich in den Bann Luzifers geriet, würde er auf die Personen, die sich als normale Menschen in dem Raum aufhielten, keine Rücksicht nehmen.

Das waren die Crions und Bill Conolly.

Der Reporter redete mit Suko. Ich hörte nicht, was er sagte und ob Suko seinen Wünschen nachkam. Das alles war zweitrangig geworden, ich sah nur meinen Freund, der die flammende Klinge so hielt, dass die Spitze auf die Crions zeigte und die Lage des Schwerts schon sehr bald veränderte, um zuschlagen zu können.

Das roch nach Mord. Und auch Bill Conolly hatte es bemerkt, denn ich sah, wie er seine Beretta zog und auf Sukos Rücken zielte.

Ich fuhr Tanith an. Sie musste mir jetzt helfen. »Verflucht, er wird die beiden töten.«

Tanith nickte und sagte leise: »Das ist das Kismet!«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir können es nicht zulassen. Du musst etwas tun, Tanith.«

»Ich kann es nicht. Es gibt nichts mehr...«

Und da genau drückte Bill Conolly ab!

Er hatte es nicht gewollt, eine so schlimme Entscheidung zu treffen, aber es blieb ihm keine andere Chance, um Suko, der nicht mehr er selbst war, zu stoppen.

Noch einmal versuchte es Bill. Er rief den Chinesen an, der auch reagierte, sich umdrehte und Bill einen kurzen Blick zuwarf, aber

weder etwas sagte noch seinen Vorwärtsdrang stoppte. Suko wollte töten. Und da schoss der Reporter.

Er hätte am liebsten die Augen geschlossen, um das Schreckliche nicht sehen zu müssen. Eine Kugel auf den ungedeckten Rücken eines Menschen zu schießen, das war schon etwas Schlimmes und Grausames, doch in diesem Falle unabänderlich.

Die Kugel traf! Voll in den Rücken des Inspektors zu schießen, hatte Bill nicht übers Herz gebracht, und so hatte er auf die Schulter gezielt und dort auch getroffen.

Der rechte Arm, dessen Hand den Schwertgriff festhielt, sank nach unten. Gleichzeitig stoppte Suko seinen Schritt und ging in eine leichte Drehung über, denn er wollte den Mann anschauen, der auf ihn geschossen hatte.

Bill wich dem Blick nicht aus. Seine Mundwinkel zuckten. Er kam sich vor wie eine Figur in einem furchterlichen Spiel, und er hörte das schwere Ächzen des Chinesen dessen rechte Hand sich öffnete, so dass die Waffe hervorrutschen konnte.

Sie fiel zu Boden.

In einem schrägen Winkel schrammte die Klinge über das Gestein, bevor sie liegen blieb. Suko selbst hatte an dieser Verletzung schwer zu knacken. Das wiederum wunderte Bill Conolly. Er kannte den Inspektor als einen knochenharten Burschen, der zwar einen Treffer in das obere Muskelfleisch der Schulter auch nicht so ohne weiteres wegsteckte, aber trotzdem nicht so geschwächt war wie in diesen Augenblicken. Er sackte langsam in die Knie. Bald lag er auf dem Rücken, dicht neben dem Schwert mit der flammenden Klinge. War er wieder normal geworden? Bill musste es wissen. Mit zitternden Knien ging er auf Suko zu und hörte die krächzend ausgesprochene Warnung Fernando Crions. »Kümmern Sie sich nicht um ihn.«

Conolly ging weiter. Er musste sehen, was mit Suko war, aber er erreichte den Inspektor nicht mehr, denn abermals hörte er das

Fauchen. Wie schon einmal, als aus dem Nichts das Schwert über dem Tisch entstand und in die Platte raste. Bill blickte neben sich. Das Schwert stieg hoch. Und im gleichen Augenblick durchfloss die zwölf geisterhaften Gestalten ein Ruck, so dass sie sich in die Höhe erhoben und auf den Horoskop-Tisch zuglitten.

Es war eine schaurige, unheimliche Szene. Kein Geräusch erklang dabei. Die Wesen huschten lautlos ihrem Ziel entgegen, und Bill duckte sich nicht nur, er warf sich sogar zu Boden, damit sie über ihn hinweggleiten konnten.

Sie erreichten den Tisch.

Einmal drehten sie einen Kreis und zeichneten die Umrisse des Horoskops genau nach, bevor sie sich in die Tiefe fallen ließen und jeder von ihnen seinen Platz in den zwölf eingezeichneten Segmenten fand. Da standen die wahren Herrscher des Horoskops und bewiesen, dass es ihnen gehörte. Ihnen und Luzifer.

Nicht Nostradamus, der sich eine so große Mühe gegeben hatte. Und das Schwert mit der flammenden Klinge jagte ebenfalls durch die Luft, wischte über die Köpfe der Grausamen Zwölf hinweg, überschlug sich einmal und blieb so stehen, dass seine Spitze genau in den Kreis des Tisches zeigte.

Bill Conolly und auch die beiden Crions taten nichts. Sie beobachteten nur. Ohne sich abgesprochen zu haben, ahnten die drei Personen, dass sie vor einer entscheidenden Begegnung standen.

Und sie hatten sich nicht geirrt.

Das Schwert blieb, aber sein Griff veränderte sich zum Teil. Es war der Totenkopf, dessen gelbliches Schimmern plötzlich von einer graublauen Farbe überdeckt wurde. Woher diese Farbe so plötzlich kam, wusste niemand zu sagen. Jedenfalls war sie auf einmal da, und das Totenkopfgesicht des Schädels selbst verschwand ebenfalls, um einem anderen Platz zu schaffen.

Dem des absoluten Herrschers des Bösen. Luzifer!

Sein Gesicht war es, das das Schwert zeichnete. Seine urböse Kraft, der glatte, überhebliche und gleichzeitig gnadenlose Ausdruck, der einen Menschen allein durch den Anblick fertig machen und so klein vorkommen lassen konnte.

Auch Suko spürte diesen gnadenlosen Blick, obwohl er am Boden lag, und er begann zu stöhnen. Er wand sich wie ein Fisch auf dem Trockenen, sein Körper zuckte hoch, und Bill, der ihm helfen wollte, wurde ebenfalls erwischt.

Er brach zusammen. Jegliche Kontrolle hatte er über seinen Körper verloren. Die Luft wurde ihm knapp, er kniete, drehte sich dabei und hörte aus der anderen Richtung die Schreie der Crions. Auch sie waren unter dem Einfluss des Bösen gelangt, der sich noch verstärkte, denn Luzifer wollte das Kismet erfüllen. Er hatte die Gestalt des fallenden Schwertes angenommen, das sich wieder erhob, sich drehte und nach einem Opfer Ausschau hielt. Vier standen zur Wahl.

Fernando Crion lag dem Schwert am nächsten, und auf ihn huschte der flammende Gegenstand des Bösen zu.

Crion sah es. Er war inzwischen zusammengebrochen, spürte die Atemnot und das nicht zu fassende Grauen, das seinen Brustkorb zusammenpresste. Wie er es schaffte, auf die Füße zu kommen, wusste er selbst nicht. Mit verzweifelten Bewegungen taumelte er vor und lief genau auf seinen Horoskop-Tisch zu.

»Vater!« Der Warnschrei seiner Tochter erreichte ihn, aber er hörte nicht auf sie.

Mit dem Oberkörper zuerst fiel er auf den Tisch. Durch die Gestalten der grauen Engel konnte er hindurchgreifen, geriet in den Mittelkreis, presste sein Gesicht gegen das Glas und sah nicht, was sich über ihm abspielte. Das Schwert schwebte genau in der richtigen Entfernung - und fiel. Im Augenblick des Fallens verzog sich der Griff mit dem Schädel Luzifers zu einem hässlichen Grinsen,

bevor die Klinge dem Mann keine Chance ließ. Sie tötete ihn auf der Stelle.

Nun war auch der letzte Zeuge vernichtet! Und ich schaute zu. Verdammt noch mal, ich stand als Geistwesen darüber, sah, wie meine Freunde litten und Bill auf Suko geschossen hatte. Eingreifen konnte ich nicht. Das Zwischenreich hielt mich fest.

Natürlich wusste auch Tanith, wie es in meinem Innern aussah, und sie gab einen Kommentar, mit dem ich nicht einverstanden war. »Kismet. Es ist das Kismet. Alles wird sich erfüllen, so wie es vorausgesagt worden ist. Nostradamus' Prophezeiungen sind für die Menschheit gemacht worden. Sie sind...«

»Nein!« schrie ich. »Nein und abermals nein! Es sind nicht seine Prophezeiungen. Es sind Luzifers!«

»Macht das einen Unterschied?« fragte sie.

»Der oberste Höllenfürst hat ihm diktiert, wie es kommen wird.«

»So brauchte es nicht zu kommen!« hielt ich dagegen. »Tanith, die Menschheit wird überleben, das schwöre ich dir. Sie hat vieles überlebt, sie hat gewankt, aber sie ist nicht zerbrochen. Verstehst du? Es gibt sie noch, und es wird sie auch in hundert oder tausend Jahren geben. Das ist meine Überzeugung. Die Menschen sind schwach, aber gemeinsam werden sie stark. Ich will es erleben, und ich will den Anfang machen. Wenn Luzifer jetzt nicht gestoppt wird...«

»Du musst bei mir bleiben!« fiel sie mir ins Wort. »Nur ich kann dich retten. Was du dort siehst, wird zu einer grausamen Hölle werden. Die Flammen des Todes werden über deine Freunde kommen und sie vernichten, und über allem wird die kalte Fratze Luzifers stehen und lachen. Sein Höllengelächter wird deine Freunde in den Tod begleiten. Daran kannst auch du nichts ändern, John!«

So einfach gab ich nicht auf und schüttelte voller Wut den Kopf. »Mit mir nicht. Ich kann nicht zusehen, wie meine Freunde sterben.

Ich bin der Sohn des Lichts, und ich habe die Waffe, um auch Luzifer in die Schranken weisen zu können. Wäre dies nicht der Fall, hätte er längst größere Siege davontragen können. Da dies nicht so ist, gibt es mir die Hoffnung, es zu schaffen!«

»Du setzt dein Leben aufs Spiel!«

»Ja, das weiß ich. Deshalb möchte ich dich bitten, Tanith, die Verbindung zwischen Kreuz und Kelch zu lösen. Ich will wieder zurück in meine Welt und dort versuchen, die Freunde zu retten und Luzifer zu stoppen. Kannst du das nicht begreifen?«

Sie blickte mich aus sehr ernst wirkenden Augen an. »Ich hätte es begreifen können«, erwiderte sie, »damals, als ich noch ein Mensch war. Aber jetzt sehe ich die Dinge anders.«

»Wie anders?«

»Ich bin, wie du selbst weißt, kein Mensch mehr, keine Person aus Fleisch und Blut. Ich bin ein Geistwesen, eine Gestalt, die noch nicht die höchste Stufe der Vollendung erreicht hat, und deshalb sehe ich die Dinge ganz anders als du. Ich erkenne, was dahinter liegt, sehe Zusammenhänge zwischen den einzelnen...«

»Tanith, das ist mir egal. Ich will wieder zurück. Und zwar schnell!« Das war auch nötig, denn ein weiterer Blick in die Tiefe hatte mir dort ein völlig verändertes Bild gezeigt. Die Grausamen Zwölf hatten die Kontrolle übernommen, und sie mussten auch dafür gesorgt haben, dass sich der Griff des Schwertes verändert hatte.

Er zeigte Luzifers kalten, grausamen und graublauen Schädel mit dem ungemein arroganten Gesicht. Der Schrecken an sich. Und das Schwert tötete.

Ich sah Crion über dem Tisch blutend zusammenbrechen. Ihn hatte sich Luzifer als ersten ausgesucht und damit die Rache beendet, die er mit dem Mord an Alain Roi begonnen hatte.

Jetzt waren die anderen an der Reihe.

»Da siehst du es, John Sinclair. Luzifer hat die Kontrolle

übernommen. Er lässt sich sein Horoskop nicht nehmen. Auch du wirst es nicht schaffen. Bleib bei mir, bleib in meiner Welt...«

»Neinnnn!« Es war ein wilder, urwüchsiger Schrei, in den ich all meine Kraft, meine Wut und noch mehr hineingelegt hatte. Ich wollte nicht, und wenn es mein eigenes Leben kostete. Ich musste hinunter, zu ihnen und eingreifen.

»Dann lös ich die Verbindung!«

»Ja.«

»Leb wohl, John Sinclair«, hörte ich ihr Flüstern. »Und vielleicht auf Nimmerwiedersehen...«

Sie schaute mich an, stand vor mir, ich sah ihr ins Gesicht und stellte fest, dass sie immer weiter zurückglitt, obwohl sie sich nicht von der Stelle bewegte.

Demnach musste ich es sein, der sich auf die Reise begab. Auf die Reise in meine Welt und in mein Kismet, wie es das Horror-Horoskop versprochen hatte...

Die Grausamen Zwölf hielten auch weiterhin ihre Stellung auf dem runden Horoskop-Tisch. Nur etwas hatte sich verändert. Zwischen ihnen lag die Leiche eines Mannes.

Und das Schwert begann, sich selbständig zu machen. Als es sich wieder zurückzog, zeigte seine einstmals blanke Klinge einen breiten Blutstreifen, der sich an dem unteren Ende in Tropfen sammelte und von dort auf den Boden klatschte.

Es fühlte es, sah, es reagierte, denn es wurde von keinem geringeren geleitet als Luzifer, dem obersten Höllenherrscher. Sein Gesicht bildete das Ende des Griffs, und seine Kraft sorgte dafür, dass diese Klinge immer ihr Ziel fand.

Ein Mord lag hinter ihr. Noch konnte sie drei Menschen töten, und sie suchte sich als nächste Caroline Crion aus. Diese Familie musste als erste daran glauben.

Natürlich hatte die Frau den Tod ihres Vaters mitbekommen, aber in ihrem Gehirn war so etwas wie eine Sperre eingerastet, so dass sie zunächst nicht einmal in Panik geriet, sondern an sich selbst dachte. Sie musste weg.

Aber sie konnte es nicht. Da gab es andere Kräfte, die sich innerhalb des Raumes ausgebreitet hatten und auch die Kontrolle übernahmen. Bill spürte es an seiner Atmung. Es wollte ihm nicht mehr gelingen, tief Luft zu holen. Er schaffte es auch nicht, sich auf die Füße zu stemmen, weil ihm einfach die Kräfte fehlten. Und das Schwert begann mit seinem grausamen Spiel. Beinahe lautlos huschte es durch den Raum, glitt dicht an Bills Augen vorbei, und der Reporter konnte sehen, dass sich die Fratze Luzifers zu einem hässlichen Grinsen verzogen hatte, wobei die Augen leuchteten und einen endgültigen Sieg des Bösen über die Menschen versprachen.

Der Reporter zuckte erst zusammen, nachdem ihn die Klinge passiert hatte, und dies allein bewies ihm, wie träge er geworden war. Das andere verstärkte sich. Von Sekunde zu Sekunde breitete es sich aus, wurde zu einem unsichtbaren Käfig, in dem sich die Menschen zusammenfanden und fast von ihm erdrückt wurden.

Die Angst in ihnen wuchs.

Nur Suko regte sich nicht. Der Treffer hatte ihn einfach von den Beinen gerissen. Er würde kaum merken, wenn er starb.

Dafür Caroline Crion. Kriechend versuchte sie, der Klinge zu entkommen, die ihr entgegenfauchte, mit den Flammen über ihren Körper strich und einen Teil der Haare einfach kappte. Sie verbrannten noch in der Luft und sonderten einen stinkenden Qualm ab.

Das Schwert huschte an Caroline vorbei.

Das alles bekam Bill Conolly deutlich mit. Er befand sich praktisch parallel zu ihr, fühlte seine eigene Schwäche und konnte nicht dagegen an, weil die Kraft der Hölle zu stark war.

Und das Schwert endete. Es hatte fast den Ausgang erreicht, als es sich hochkant um seine eigene Achse drehte, etwa in Kniehöhe über dem Boden waagerecht liegen blieb und das Ziel mit der Spitze genau anvisierte.

Caroline Crion kniete. Ihr Kopf befand sich genau in einer Höhe mit dem Schwert. Wenn es jetzt losjagte, musste es sie direkt über der Nasenwurzel durchbohren.

Das wusste auch Bill. Ob es Caroline bekannt war, konnte er nicht sagen. Jedenfalls tat sie nichts, um diesem Schicksal zu entgehen. Sie blieb hocken, starrte das Schwert an und zitterte selbst, ohne sich jedoch von der Stelle wegzubewegen.

Ein schrilles, widerliches und hässliches Gelächter drang aus dem Maul des kleinen Luzifer-Schädels.

Und dieses Lachen war das Startzeichen. Das Schwert erbebt für einen Moment, bevor es Fahrt bekam und auf sein Ziel, Caroline Crion, losjagte...

Die junge Frau hatte ebenso wenig eine Chance, wie ihr Vater sie gehabt hatte.

Auch wenn sie sich zur Seite geworfen hätte, die Klinge wäre immer schnell genug gewesen, um sie zu töten.

Und so blieb sie hocken, erlebte die letzte Sekunde ihres Lebens vielleicht überdeutlich mit, wie auch Bill Conolly die Szene sah und es nicht einmal schaffte, seinen rechten Arm zu heben, um auf die rasende Klinge eine Kugel abzufeuern.

Dafür geschah etwas anderes.

Ein silberner Blitz kam von der Seite her und jagte genau im rechten Winkel auf das Schwert zu. Er war schnell, möglicherweise schneller als das Schwert, und er traf die Klinge mit einem klirrenden Geräusch. Caroline Crion hockte auf dem Boden, erwartete den tödlichen Rammstoß, der ausblieb, denn das Schwert verwandelte sich in einen silbernen Kreisel, der gleichzeitig das

Metall auseinander riss und auch den Schädel Luzifers radikal zerstörte.

Magische Energien tobten sich aus. Plötzlich war der Raum erfüllt von einem Kreischen, Schreien und Heulen. Die zwölf Grausamen, die Wächter Luzifers, hielt nichts mehr. Ihre Gestalten wurden von Kopf bis Fuß durchgeschüttelt, bevor sie ein gewaltiger, magischer Windstoß packte und davon wirbelte.

Ihr Flug fiel genau in das knirschende und hell splitternde Geräusch, mit dem das Glas des Horoskop-Tisches zerbrach.

Es flog in alle Richtungen davon. Als glitzernde, blitzende Pfeile und gefährlich scharfe Krümel.

Zerstört war das Schwert, zerstört war das Horoskop, und die Stille legte sich drückend über den Raum, bevor sie von langsamen Schritten durchbrochen wurde. Ein blonder Mann ging quer durch das verliesartige Gewölbe, bückte sich und hob eine silberne Waffe auf, die aussah wie eine angestrichene Banane.

Es war der magische Bumerang, den ich, John Sinclair, aufgehoben hatte...

Es war tatsächlich die Rettung in der berühmten letzten Sekunde gewesen. Mir war nichts anderes übrig geblieben, als den Bumerang gegen das schon auf Caroline Crion zurasende Schwert zu schleudern, und ich hatte es tatsächlich geschafft, die Klinge zu treffen und sie auch zu zerstören.

Meine Freunde waren, soweit ich das erkennen konnte, okay, auch wenn Suko verletzt war.

Ich ging zum Tisch. Zwischen den Trümmern lag Fernando Crion. Ihm konnte niemand mehr helfen. Sein Leben war beendet, und auch Nostradamus' Horoskop gab es nicht mehr. Luzifer hatte es zu seinem gemacht, und es war nicht die gefährliche Zeitbombe geworden, die es hätte werden sollen. Darüber konnten nicht nur wir froh sein.

Eigentlich die gesamte Menschheit. Aber wer wusste schon von diesen Dingen, die wir fast tagtäglich erlebten? Bill kümmerte sich um Caroline Crion, während ich mich mit Suko beschäftigte.

Mit der Vernichtung des Schwertes und der Zurücktreibung der Grausamen Zwölf war auch der magische Bann gebrochen, der über diesem Raum gelegen hatte.

Und Suko, der fast zu einem Mörder geworden wäre, wunderte sich über die Kugelwunde, bis ich ihn aufklärte. Aber das geschah bereits in der Halle, wo ich meinem auf der Couch liegenden Freund einen Notverband anlegte.

Caroline trauerte um ihren Vater. Wir ließen sie weinen, es war am besten.

Und froh waren weder Suko, Bill noch ich. Dieser Fall hatte uns dreien wirklich alles abverlangt, und wieder einmal hatten wir erfahren müssen, wie stark die Hölle war und Luzifer an ihrer Spitze. Mit Hilfe einer verstorbenen Freundin hatten wir es letztendlich noch geschafft, aber nicht immer würde es uns so ergehen, das war uns dreien sehr wohl klar.

»Und du hast noch etwas bei mir gut«, sagte Suko. Er meinte damit Bill Conolly.

»Was denn?«

Der Inspektor grinste breit, aber es war ein nettes Lächeln, kein verzerrtes mehr. »Eine Kugel, mein Lieber...«

ENDE